

GI Hans in Korea

Militär und Migration in der deutschen Nachkriegszeit

Alexander Freund

Aufgrund schwerer Verluste amerikanischer Truppen in Korea rief US-Präsident Harry Truman am 16. Dezember 1950 den nationalen Notstand aus. Drei Tage später sandte ein Vater dem Bremer Bürgermeister, Wilhelm Kaisen, einen Hilferuf:

Ende Oktober verließ unser Sohn Günther die Heimat, um in Amerika in seiner Arbeit die Befriedigung zu finden, die ihm hier in der Heimat durch die Einschränkungen im Schiffbau versagt waren. Die Zustimmung zu diesem Schritt haben wir unserem Sohn gegeben, weil er eben mit Leib und Seele dem Schiffbau ergeben war. Erleichtert wurde ihm die Einreise in die Staaten durch unsere beiden Söhne, die bereits seit 1925 in Amerika wohnen.

Vor einigen Tagen erhielten wir von unserem Sohn Günther die Nachricht, dass er am 28. November gemustert wurde und zum 28. Dezember d[e]s J[ahre]s zur Infanterie eingezogen wird. Unter anderem teilte er uns mit, dass in Amerika ein Gesetz sagt, dass sämtliche Ausländer, die sich länger als 1/2 Jahre [sic] in den Staaten aufhalten, wehrpflichtig wären. Sie können sich denken, sehr geehrter Herr Bürgermeister, dass uns diese Nachricht auf das tiefste erschüttert hat und wir dieses in der Sorge um unseren Jungen gar nicht glauben können, denn unser Sohn wird doch erst nach dem Einwanderungsgesetz nach 5 Jahren amerikanischer Bürger. Wir bitten Sie, sehr geehrter Herr Bürgermeister, uns mitzuteilen, ob es da eine Möglichkeit gibt, unseren Sohn von dieser Militärflicht zu befreien.¹

Offensichtlich war Günther das Nesthäkchen der Familie Buhrdorf. Obwohl er bereits Mitte Zwanzig war, als er auswanderte, brauchte er zumindest die moralische „Zustimmung“ seiner Eltern. Der Nachzügler der Buhrdorfs war aufgewachsen im Dritten Reich, in dem Pimpfen Propagandageschichten über den amerikanischen Feind erzählt und Hitlerjungen erste soldatische Fähigkeiten und Tugenden beigebracht wurden. Dazu gehörte, die persönliche Freiheit für die Freiheit seines Vaterlandes zu opfern.² Von 1943 bis Kriegsende diente Buhrdorf in der Kriegsmarine und dann in

1 Staatsarchiv Bremen (StAB), Auswärtige Angelegenheiten, 3-A.3.N.3. Nr. 508 „Heranziehung des nach Amerika ausgewanderten Deutschen Günter [sic] Buhrdorf zum amerikanischen Militärdienst.“ Dietrich Buhrdorf an Wilhelm Kaisen, Bremen, 19.12.1950.

2 Siehe dazu z.B. den Historiker Hermann Graml (Jahrgang 1928) über die Glorifizierung von Freiheit in Jungvolk und Hitlerjugend (Graml 1992: 76).

der Wehrmacht.³ Aus den Quellen geht nicht hervor, ob er nach dem Krieg eine Ausbildung im Schiffbau absolvierte oder im Schiffbau tätig war. Als Mann hatte Buhrdorf jedoch gelernt, in der bezahlten Facharbeit seine Identität zu finden und zu verankern, so dass seine Eltern stolz behaupten konnten, ihr Junge habe sich „mit Leib und Seele dem Schiffbau ergeben“. Die Einberufung in das amerikanische Militär, das aufgrund des nordkoreanisch-chinesischen Angriffs im November 1950 aufgestockt wurde, bedrohte nun aus der Sicht des Vaters nicht nur Buhrdorfs Leben, sondern gefährdete auch das seiner Eltern. Sie hatten den Verlust ihres jüngsten Sohnes durch dessen Auswanderung noch nicht verkräftet, als dieses elterliche Opfer plötzlich seinen Sinn zu verlieren schien. Eine Einberufung in die US-Army konnte die Pläne einer Berufs- und Familienkarriere verzögern oder gar vernichten.

Mit dem Verständnis des amerikanischen, nicht des bundesdeutschen Bürgerrechts, protestierten die Eltern gegen die Forderung, die persönliche Freiheit für die Freiheit des neuen Vaterlandes zu opfern. Prinzipiell schien den Eltern die amerikanische Forderung legitim zu sein. Doch könnte sie dem jungen Deutschen nicht abverlangt werden, so die Eltern, „denn unser Sohn wird doch erst [...] nach 5 Jahren amerikanischer Bürger“. Diese verzweifelte Spitzfindigkeit traf allerdings ins Leere. Mit seiner Antwort zerstörte der Bremer Bürgermeister die Hoffnungen der Buhrdorfs. Einen Tag vor Heiligabend 1950 schrieb Kaisen dem Elternpaar:

Nach dem Gesetz kann jeder Ausländer, der in Amerika seinen Wohnsitz nimmt, am nächsten Tage zum Militärdienst in der amerikanischen Armee aufgefordert werden. Verweigert er diesen Dienst, ist er für immer von der Erlangung der amerikanischen Staatsbürgerschaft ausgeschlossen.⁴

Ob Günter Buhrdorf der Einberufung in die US-Army gefolgt ist, ist in der Bremer Akte zwar nicht dokumentiert, aber einem Artikel der Washington Post von 2016 zufolge wurde er eingezogen und diente 1952 in Korea.⁵ Mit seinem Schicksal stand er nicht allein. Wie der Bremer Auswanderer waren Millionen junger Männer und Familien mit Söhnen nach dem Zweiten Weltkrieg aus Europa in die USA gewandert, darunter auch hunderttausende Deutsche. Einige dieser Auswanderer standen wenige Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs an der Front in Korea.

Historiographie, Fragestellung und Quellenlage

Seit Jahrhunderten sind Krieg, Militär und Migration eng miteinander verflochten (Asche/Herrmann/Schindling/u.a. 2008). Dennoch hat das Thema Einwanderer im

3 Colby Itkowitz: Two WWII Veterans Met in a Nursing Home. But One Had a Secret: He Fought For Hitler. Washington Post, 6.1.2016, https://www.washingtonpost.com/local/two-world-war-ii-vets-who-fought-on-opposite-sides-have-created-a-bond/2016/01/06/2629e11a-aa4b-11e5-bff5-905b92f5f94b_story.html?utm_term=.1f3b45c2aabc.

4 Staatsarchiv Bremen (StAB), Auswärtige Angelegenheiten, 3-A.3.N.3. Nr. 508 „Heranziehung des nach Amerika ausgewanderten Deutschen Günter [sic] Buhrdorf zum amerikanischen Militärdienst.“ Diedrich Buhrdorf an Wilhelm Kaisen, Bremen, 19.12.1950.

5 Itkowitz: Two WWII Veterans. Buhrdorf, inzwischen 93 Jahre alt, schrieb mir im Frühjahr 2018, dass er aufgrund seines Alters nicht interviewt werden wollte. Buhrdorf an Freund, 31.5.2018, Brief im Besitz des Autors. In einer SMS vom 18.11.2018 schrieb mir seine Tochter, dass er am 28. September 2018 gestorben ist.

Militär bislang eine untergeordnete Rolle in der Migrations- und Militärgeschichte gespielt. In der Geschichte der beiden Weltkriege wird inzwischen häufiger die Rolle von Soldaten aus den britischen und französischen (aber auch deutschen) Kolonien erforscht. Zudem werden zunehmend die Erfahrungen ethnischer Minderheiten und indigener Gruppen in der amerikanischen und kanadischen Militärgeschichte herausgearbeitet. Dort werden Fragen nach dem Zusammenhang von Migration und Militär zumeist aus der Perspektive des Einwanderungslandes beantwortet, wobei es einerseits um die politische Anerkennung der Leistungen von Minderheiten geht und andererseits um die Frage, inwiefern ethnische Minderheiten und Einwanderer in die Streitkräfte (und als Folge in die Gesellschaft) integriert worden sind (Liebau 2010; Storm/Tuma 2016; Moyd 2014; Riseman 2012; Carroll 2008; Krouse 2007; Winegard 2012; Lentz-Smith 2009; Williams 2010; Wynn 2010; Ford 2009; Sterba 2003; Ural 2010).

Die Forschung zu deutschen Einwanderern in amerikanischen Streitkräften beschränkt sich vorwiegend auf den amerikanischen Bürgerkrieg, obwohl Deutsche schon im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg auf beiden Seiten gekämpft hatten. Während der beiden Weltkriege wurden deutsche Einwanderer (wie auch Angehörige anderer Feindstaaten) in den USA und in den anderen Staaten der Alliierten als „feindliche Ausländer“ (enemy aliens) eingestuft; sie mussten sich behördlich melden, ihre Waffen abgeben, verloren ihr Wahlrecht, durften nicht ausreisen und durften nicht in den Streitkräften dienen. Einige wurden interniert (Engle 2010; Mehrländer 2010; Nagler 2000; Helbich/Kamphoefner 2002; Panayi 1993). Doch gerade in der amerikanischen Armee hatten in beiden Weltkriegen viele Soldaten und Offiziere deutsche Wurzeln. Dies änderte sich nach dem Zweiten Weltkrieg nicht. Von der Geschichtswissenschaft ist dies bislang nicht thematisiert worden. Ob der große Anteil deutschstämmiger Soldaten in der amerikanischen Armee innerhalb der Streitkräfte oder in einem größeren gesellschaftlichen Rahmen thematisiert wurde, ist ebenfalls bislang nicht erforscht worden.

Dies dürfte zum Teil an der schwierigen Quellenlage liegen. So hat beispielsweise das US-Militär, zumindest für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, keine Statistiken geführt, die die Militärangehörigen nach „Rasse“, Ethnizität, Nationalität oder Geburtsland unterscheiden.⁶ Und obwohl das amerikanische Militär eigene Oral History-Projekte mit Veteranen hat, waren den angeschriebenen Archiven keine Interviews mit US-Veteranen bekannt, die aus Deutschland stammten.⁷ Fest steht allerdings, dass Millionen junger Männer Europa in der Nachkriegszeit verließen, weil sie in Übersee (bessere) Jobs und (bessere) Heiratsmöglichkeiten erwarteten, weil sie ihre Heimat verloren hatten, weil sie bei ihren Verwandten im Ausland leben wollten, weil sie nichts mehr—manchmal aber auch noch mehr—mit Krieg zu tun haben wollten. Familien verließen den Kontinent, weil Eltern hofften, ihren Söhnen und Töchtern in den USA ein besseres und sichereres Leben zu ermöglichen. Einige der jungen Aus-

⁶ Dies sind die Kategorien, die die US-Einwanderungsbehörde zu unterschiedlichen Zeiten benutzte.

⁷ Korrespondenz des Autors mit dem Fort Sill Museum (Department of the Army), Fort Sill, Oklahoma, 7.10.1997; Marine Corps University Archives, Quantico, Virginia, 6.10.1997; Special Collections and Archives Division, Department of the Navy, Nimitz Library, United States Naval Academy, Annapolis, Maryland, 28.11.1997; Operational Archives Branch, Naval Historical Center, Department of the Navy, Washington, D.C., 14.10.1997; Shipmate, Zeitschrift der U.S. Naval Academy Alumni Association, Annapolis, Maryland, 8.5.1998.

wanderer wurden in das amerikanische Militär eingezogen, das erst zum Ende des Vietnamkrieges hin die Wehrpflicht abschaffte.⁸ Andere meldeten sich freiwillig zu den amerikanischen Streitkräften.

Mit Hilfe veröffentlichter Diskurse, staatlicher Einzelfallakten, wie die über die Familie Buhrdorf, Oral History-Interviews mit deutschen und Korrespondenz mit anderen europäischen Einwanderern, die in den amerikanischen und kanadischen Streitkräften gedient haben, soll im Folgenden nachgezeichnet werden, wie es dazu kam, dass insbesondere deutsche Männer nur wenige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg in amerikanischen Truppen kämpften.

In meiner Forschung über Deutsche, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Kanada und den USA ausgewandert waren, hörte ich in Interviews mit Zeitzeugen auch immer wieder von Erfahrungen mit den nordamerikanischen Streitkräften. Auf meine Leserbriefe an große Tageszeitungen in Ottawa, Edmonton, Detroit und Washington, D.C. meldeten sich etwa 150 deutsche Männer und Frauen, die in den 1950er Jahren nach Kanada und den USA ausgewandert waren. Ich interviewte 59 von ihnen. Obwohl ich mich zum Zeitpunkt der Interviews vorwiegend mit Migrationserfahrungen beschäftigte, erlaubte mir die Konzeption der Interviews als lebensgeschichtliche Oral Histories, auch andere Themenbereiche (wie eben die Militärdienst Erfahrungen) ausführlicher anzusprechen (Freund 2004a). Mit dem Ziel, das Thema Migration und Militär weiterzuverfolgen, veröffentlichte ich zudem kurze Artikel in US-amerikanischen Veteranen- und Militärzeitschriften, woraufhin ich Briefe und Emails von dreizehn Auswanderern erhielt. Ich konnte diese Zeitzeugen zwar nicht persönlich befragen, aber ich erhielt ihre Zustimmung, unsere Korrespondenz für Veröffentlichungen zu nutzen.⁹

Nach einem kurzen Überblick über die deutsch-amerikanischen Beziehungen nach 1945 und die deutsche USA-Auswanderung der fünfziger Jahre, wird zunächst aus der westdeutschen Perspektive geklärt, weshalb deutsche Männer nach 1945 Westdeutschland verließen und wie das Wissen um die amerikanische Wehrpflicht und die Debatte über die Wehrpflicht und ihre Einführung in der Bundesrepublik ihre Entscheidung zur Auswanderung beeinflussten. Sodann werden einige Erfahrungen deutscher Einwanderer als GIs im amerikanischen Militär dargestellt. Abschließend wird gefragt, wie diese auf den ersten Blick kontroverse Konstellation – der Wehrdienst ehemaliger Feinde – privat und gesellschaftlich erinnert wird. Ziel des Artikels ist es, die Beziehungen zwischen Militär und Migration in der Geschichte zu bestimmen und zu klassifizieren. Damit sollen weitere Arbeiten auf diesem Gebiet erleichtert und systematisiert werden.

Wiederbewaffnung und Auswanderung in den fünfziger Jahren

Die deutsch-amerikanischen Beziehungen schlugen nach dem Zweiten Weltkrieg innerhalb weniger Jahre von Feindschaft in Freundschaft um. Bezeichnenderweise war Auslöser und einer der Gründe dafür ein Krieg, nämlich der bereits erwähnte Koreakrieg. Eine der amerikanischen Reaktionen auf die ersten Niederlagen gegen „den Kommunismus“ in Korea war, dass sich die US-Regierung der Bedeutung der

⁸ Nach Lutz Unterseher (1994) wurde die Wehrpflicht in den USA 1973 abgeschafft.

⁹ Audiodateien, Transkripte und Briefe sind im Archiv des Oral History Zentrums der Universität von Winnipeg in Winnipeg, Manitoba, Kanada archiviert.

Bundesrepublik Deutschland als militärischer Bündnispartner noch stärker bewusst wurde. Die Adenauer-Regierung nutzte dies, um nach internen Sondierungsgesprächen den USA im Sommer 1950 ein deutsches Truppenkontingent anzubieten. Konrad Adenauer wollte die Bundesrepublik dadurch enger an den Westen binden. Für die deutsche Bevölkerung war die Überlegung, deutsche Truppen nach Korea zu schicken, nicht völlig abwegig. Noch vor Ende des Zweiten Weltkriegs waren viele Deutsche davon überzeugt, dass sich Briten und Amerikaner mit ihnen verbünden und sofort gegen die Sowjetunion kämpfen würden (Michels 1999: 164). Diese Hoffnungen hatten sich nicht erfüllt, und auch der Vorstoß Adenauers fünf Jahre später blieb ohne Erfolg. Doch der Kanzler hatte damit das Tabu der Wiederbewaffnung der Bundesrepublik gebrochen und den Grundstein für die Gründung der Bundeswehr gelegt. Die freundschaftlichen Bande zwischen der Bundesrepublik und den USA waren durch die gemeinsame Kommunistenthysterie, die in Korea angefacht worden war, enger gezurrt worden.

So waren es folglich die USA, die als erstes großes Einwanderungsland nach dem Zweiten Weltkrieg den Deutschen wieder ihre Tore öffneten. Neben der jährlichen Quote von 26.000 richteten die Vereinigten Staaten spezielle Programme für 54.000 sogenannte „Volksdeutsche“ („*Ethnic Germans*“) und 90.000 deutsche Flüchtlinge und Vertriebene (*Refugees*) ein. Somit waren zwischen 1946 und 1960 unter den 3,4 Millionen Einwanderern nach den Vereinigten Staaten 450.000 Deutsche. Bis zum Ende des Vietnamkriegs 1975 wanderten nochmals 230.000 Deutsche ein. Ein Drittel, etwa 230.000, der deutschen Einwanderer waren Männer; etwa 100.000 davon waren 19 Jahre alt oder jünger, also im einzugsfähigen Alter. Zu der Anzahl der Deutschen im einzugsfähigen Alter müssen die etwas älteren addiert werden, die ebenso einzugsfähig waren.¹⁰

Solche Zahlen können natürlich nur Anhaltspunkte sein. Doch stand die Gruppe junger Männer im Mittelpunkt sowohl der bundesdeutschen Auswanderungspolitik wie der US-amerikanischen Einwanderungspolitik. Im Vordergrund wurde dabei über deren Arbeitskraft debattiert. Beide Industriestaaten sahen junge, männliche Fachkräfte als den Motor ihrer Nachkriegswirtschaft. Auf sie konzentrierten sich die Versuche der Bundesregierung, sie im Lande zu behalten; auf sie konzentrierten sich gleichfalls die Bemühungen der Amerikaner (und anderer Einwanderungsländer), sie in ihr Land zu holen (Steinert 1995; Freund 2004a). Wie im Folgenden gezeigt wird, ging es auf beiden Seiten des Atlantiks aber nicht nur um Arbeitskräfte, sondern auch um Nachschub für die Armeen. So kam es, dass trotz Adenauers gescheitertem Vorstoß seit 1950 Deutsche in Korea kämpften.

¹⁰ Zwischen 1948 und 1975 wanderten 658.164 Deutsche nach den USA, davon waren 224.670 (= 34,1 %) männlich. Im Durchschnitt davon waren etwa 43 % von ihnen 19 Jahre alt oder jünger, wobei dieser Anteil nur einmal, 1968, unter 40 %, nämlich bei 39 % lag, während er im Vorjahr – auch dies einmalig in der betrachteten Zeitperiode – auf 52,2 % geklettert war. Alleine zwischen 1946 und 1960 wanderten 71.300 Ehefrauen amerikanischer Staatsbürger in die USA, was den hohen Anteil an Frauen unter den deutschen USA-Auswanderern erklärt. Siehe US-Department of Justice, Immigration and Naturalization Service, Annual Report of the Immigration and Naturalization Service For the Fiscal Year Ended June 30, 1946-63, Philadelphia, PA/Washington, DC 1946-63 (eigene Berechnung). Zur Auswanderung in die USA, siehe Steinert 1995; Neger-Focke 1995; Freund 2004a.

„Kriegsfurcht“ und andere Auswanderungsgründe

Während die USA und die Bundesrepublik vor allem wirtschaftliche, aber auch politische und militärische Ziele mit ihrer Migrationspolitik verknüpften, verfolgten deutsche Männer, Frauen und Familien ihre eigene „Migrationspolitik“ (Freund 2004a). Deutsche wanderten in den zwei Jahrzehnten nach Kriegsende aus unterschiedlichen Gründen aus. Neben wirtschaftlichen, sozialen, familialen und persönlichen Gründen spielte angesichts der Entwicklungen im Kalten Krieg und der „heißen“ Kolonialkriege die Furcht vor einem dritten Weltkrieg eine Rolle. Diese Kriegsfurcht war bei den meisten Menschen eher diffus und wurde durch aktuelle Ereignisse angeheizt. Dazu zählten internationale Krisen, wie die Berlinkrise 1948/49 und der Koreakrieg 1950 bis 1953, nationale Spannungen, z.B. die bundesdeutsche Wiederaufrüstungsdebatte 1950 bis 1955 und die atomare Aufrüstungsdebatte in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre sowie Unruhen im Ostblock, wie die in Jugoslawien 1948, in der DDR 1953, in Polen und Ungarn 1956. Nahm die Berichterstattung über solche Ereignisse zu, stieg bei den westdeutschen Auswanderungsberatern die Zahl der Ratsuchenden, die sich oder ihre Kinder durch eine Auswanderung vor einem neuen Krieg zu schützen suchten.¹¹

Wie viele Menschen Europa aus Furcht vor dem Dritten Weltkrieg verlassen wollten, ist schwer zu sagen. Die genaueste Quelle ist eine Statistik, die das Bundesamt für Auswanderung in den 1950er Jahren führte. Die „Statistik über den Auswanderungsdrang“ basierte auf Fragebögen, die von den Beratern für jeden ausgefüllt wurden, der bei einer gemeinnützigen oder kirchlichen, d.h. staatlich lizenzierten Beratungsstelle für Auswanderer Rat suchte.

Von 1950 bis 1958 ließen sich 2,4 Millionen Deutsche beraten.¹² Gefragt nach ihren Auswanderungsgründen, gaben die meisten wirtschaftliche Überlegungen an. Doch 6,5 Prozent der Auswanderungswilligen befürchteten „kriegerische Ereignisse“; weitere 2,2 Prozent erklärten ihren Auswanderungswunsch mit „politischen Gründen“.¹³ Bei solchen Daten ist Vorsicht geboten. Gefragt werden muss immer, welche Gründe jeweils sozial anerkannt oder verpöht waren. Dass der Auswanderungsgrund „Kriegsfurcht“ in Nachkriegsdeutschland mit einem Stigma behaftet war, lässt sich schwer nachweisen. Verglichen werden können diese Daten mit (eher seltenen) Befragungen in den Einwanderungsländern. Von den deutschen Einwanderern, die in den 1950er Jahren nach Kanada kamen, gaben 34,3 Prozent „politische Motive“ als

11 Beispielsweise stieg der Auswanderungsgrund „Kriegsfurcht“ von Oktober bis Dezember 1956 zur Zeit der Ungarnkrise. „Sie denken an die Zukunft der Kinder – Auswanderer haben meistens wirtschaftliche Sorgen“, Bremer Nachrichten, 7.5.1957.

12 Weder alle „Auswanderungswilligen“ noch alle Auswanderer wurden erfasst, denn die Beratung war zum großen Teil freiwillig. Ein großer Teil der Ratsuchenden kam im Rahmen der US-Flüchtlingsprogramme. Weil die Beratungsstellen an der Durchführung dieser Programme beteiligt waren, mussten alle, die sich für diese Programme interessierten, auch zu einer Beratung. Viele andere Auswanderungsinteressenten wandten sich dagegen direkt an die Konsulate und andere entsprechende Dienststellen der Einwanderungsländer, ohne bei einer einzigen deutschen Behörde eine Spur ihrer Auswanderungsabsicht zu hinterlassen.

13 Bundesamt für Auswanderung: Statistik über den Auswanderungsdrang, 1955-1958 (Köln, 1957-1960); Bundesamt für Auswanderung: Statistik über den Auswanderungsdrang 1951-1954 (Koblenz, 1953-1955); Bundesstelle für das Auswanderungswesen: Statistik über den Auswanderungsdrang für das Kalenderjahr 1950 (Bremen, 1951).

Auswanderungsgrund an.¹⁴ Dies waren vier Mal mehr „politische Migranten“, als die bundesdeutschen Statistiken vermerkten. Es könnte daraus also durchaus geschlossen werden, dass in Westdeutschland gegenüber den Beratern der Auswanderungsgrund „Kriegsfurcht“ mit negativen Attributen wie Feigheit und Illoyalität behaftet war. Solche Ergebnisse dürfen natürlich nicht überbewertet werden. Die hinter den Zahlen stehenden Befragungstechniken und -situationen sind leider unbekannt. Hinzu kommt, dass nur die wenigsten Deutschen aus lediglich einem Grund auswandern wollten. Was Menschen zur Migration bringt, ist so komplex, dass sich viele auch noch Jahrzehnte nach ihrer Auswanderung über ihre Motive und Motivationen nicht im Klaren sind (Freund 2004a, 3. Kap.).

Militär-Migrations-Matrix

Neben dieser eher diffusen Kriegsfurcht gab es acht konkretere kausale Beziehungen zwischen Migration und Militär, die in unterschiedlicher Häufigkeit in der Geschichte aufgetreten sind, auch in der Geschichte der frühen Bundesrepublik. Sie lassen sich wie folgt zusammenfassen:

		Migration		Militär	
		Ja	Nein	Ja	Nein
Migration	Ja	n./a.	n./a.	(5) Eintritt, um zu migrieren	(7) Kein Eintritt, um zu migrieren
	Nein	n./a.	n./a.	(6) Eintritt, um nicht zu migrieren	(8) Kein Eintritt, um nicht zu migrieren
Militär	Ja	(1) Migrieren, um zu dienen	(3) Dableiben, um zu dienen	n./a.	n./a.
	Nein	(2) Migrieren, um nicht zu dienen	(4) Dableiben, um nicht zu dienen	n./a.	n./a.

Für die 1950er Jahre lassen sich diese Beziehungen wie folgt konkretisieren: Einige junge deutsche Männer wollten nicht in der Bundeswehr dienen und versuchten, durch eine Auswanderung der Wehrpflicht zu entgehen (2). Andere wollten im Militär dienen und wanderten deshalb aus (1). Einige blieben in Deutschland, um der Bundeswehr beizutreten (3). Andere verwarfen Auswanderungspläne in die USA, nachdem sie erfahren hatten, dass sie dort eingezogen werden könnten (4). Einige Einwanderer in Nordamerika traten den US-amerikanischen bzw. kanadischen Streitkräften bei, um zurück nach Europa zu kommen (5). Obwohl mir für (6) kein konkretes Beispiel bekannt ist, kann z.B. angenommen werden, dass sich nach Gründung der

¹⁴ Bei den Briten waren es 3,2 %, bei Einwanderern aus Mittelmeerstaaten 1,5 %, bei osteuropäischen Flüchtlingen 72,9 %, unter allen anderen Einwanderern waren es 4,3 %. (Richmond 1970: 40).

Bundeswehr junge Männer verpflichteten, um nicht zusammen mit der Familie auswandern zu müssen. Andere entschieden sich gegen einen Eintritt ins Militär, weil sie auswandern (7) oder weil sie ihre Heimat nicht verlassen wollten (8).

Die konkreten Beispiele weisen darauf hin, dass die Militär-Migrations-Matrix weiter differenziert werden muss, nämlich nach den Kategorien Zwang/Fremdbestimmung und Freiwilligkeit/Selbstbestimmung. Der Fall Buhrdorf, zum Beispiel ist (1), aber unter Fremdbestimmung: Buhrdorf wurde als Folge seiner Einwanderung in die USA in die US-Army eingezogen. Daraus ergibt sich die Frage nach dem Subjekt der Motivation: Wird die Entscheidung über Migration oder Militäreintritt vom Einzelnen, vom Staat oder von einer Gruppe (z.B. der Familie) getroffen? Wie ist die Entscheidungsmacht verteilt? Wer stellt diskursive Beziehungen zwischen Migration und Militär her?

War bislang von der individuellen Entscheidung gesprochen worden, so sind die Beispiele staatlicher Eingriffe in der Geschichte vielfältig. Bekanntestes Beispiel ist das staatliche Auswanderungsverbot für Männer im wehrfähigen Alter. Dieses Prinzip wurde in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre in der Bundesrepublik Deutschland reaktiviert. Die neuere historische Migrationsforschung zur Bedeutung von Netzwerken und Familien in Migrationsentscheidungen weist zudem auf zwischen dem Einzelnen und dem Staat liegenden Handlungsräumen auf der Meso-Ebene hin.

Anhand öffentlicher Debatten und staatlicher Diskurse sollen im Folgenden zunächst zwei Phänomene der bundesdeutschen 1950er Jahre – drohende Wehrpflicht (2) und Freiwillige in fremden Streitkräften (1) – näher beleuchtet werden.

Versuche, durch Auswanderung dem Militärdienst zu entgehen – aus welchen Gründen auch immer – hat es in der Migrationsgeschichte häufig gegeben. Um bei deutschen Wanderern zu bleiben: Wolga- und Schwarzmeerdeutsche, deren Vorfahren als Bauern im 18. Jahrhundert nach Russland gewandert waren, verließen Russland, als sie das Privileg verloren, keinen Wehrdienst leisten zu müssen. Neben religiösen Gründen – die Schwarzmeerdeutschen waren Mennoniten, einige der Wolga-deutschen gehörten pazifistischen Sekten an – gab es vor allem die Angst vor den brutalen Bedingungen des russischen Militärdienstes, in dem Soldaten deutscher Herkunft häufig noch schlechter behandelt wurden als andere (Sowell 1996: 62 f.).

Wehrpflicht und Wanderungskontrolle

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren die Überlegungen über drohende Kriege und Migration besonders akut für junge Männer, denn sie unterlagen in fast ganz Westeuropa der Wehrpflicht. So war in Frankreich, das in Konflikten in Indochina (Vietnam, 1946-54) und Algerien (1954-62) verwickelt war, 1950 die Wehrpflicht auf 18 Monate verlängert worden. Großbritannien, wie Frankreich in der Suezkrise (1956) sowie in Dutzenden anderer Kolonialkonflikten aktiv, verlängerte die 1947 eingeführte Wehrpflicht zu Beginn des Koreakriegs auf zwei Jahre und schaffte sie erst 1957 ab. Der niederländische Einsatz in Indonesien war zwar kurz (1946-47), aber blutig. Österreich führte 1955 die allgemeine Wehrpflicht ein.¹⁵

Seit Dezember 1949 wurde auch in der Bundesrepublik Deutschland darüber debattiert, wieder eine eigene Armee und die allgemeine Wehrpflicht einzuführen. Die

¹⁵ Zur Wehrpflicht in Westeuropa und den USA siehe die Beiträge in den Sammelbänden von Foerster (1994) und Opitz/Rödiger (1994).

Wiederaufrüstungskontroverse prägte, ja „erschütterte“ die fünfziger Jahre der Bundesrepublik. „Die erstaunliche Tatsache einer friedensorientierten anstelle einer militärbestimmten Wertigkeit in der Gesellschaft der Nachkriegszeit war dominant in den 50er Jahren; gegen sie wurde die ‚Wiederbewaffnung‘ politisch durchgesetzt“ (Bald 1993: 393).

Wie eingangs schon erwähnt, bot die Adenauer-Regierung im August 1950 angesichts des gerade ausgebrochenen Koreakrieges den USA eine Beteiligung durch ein deutsches Truppenkontingent an (Sontheimer 1991: 159-188, bes. 168). Trotz und gerade wegen einer durch den Koreakrieg noch verstärkten Furcht vor einem erneuten Krieg in Europa, reagierten große Teile der Bevölkerung heftig und ablehnend auf diesen Vorstoß. Besonders die junge Generation beteiligte sich an der Opposition, ab Anfang 1951 mit der Parole „Ohne mich“, die Männer und Frauen auf Blechplaketten auf ihren Revers trugen. Die Träger solcher Plaketten, hauptsächlich junge Männer, hatten unterschiedliche Motive. Während einige das Militär grundsätzlich ablehnten, verneinten andere es nur für die Bundesrepublik, weil sie es als direkte Kriegsvorbereitung und Verhinderung der Wiedervereinigung ablehnten; andere trugen den „Ohne mich“-Button aus Trotz, denn sie hatten die Entmilitarisierung Deutschlands durch die Alliierten als nationale Kränkung empfunden und sahen die Pläne einer deutschen Truppe in einer Europäischen Armee unter fremdem Oberbefehl als Provokation (Meier-Dörnberg 1994; Large 1996¹⁶; Chaussy 1989: 222 ff.). Trotz der breiten Opposition wurde seit dem Sommer 1950 immer klarer, dass es in der Bundesrepublik Deutschland bald wieder eine Wehrpflichtarmee geben würde.

In den folgenden Jahren wurden Verbindungen zwischen diesen Plänen der Wiedereinführung der Wehrpflicht und der Frage der Auswanderung geknüpft, und zwar sowohl von Behördenvertretern als auch von einzelnen Männern und Frauen. Einige Auswanderungswillige vermuteten bald, dass sie mit scheinheiligen Gründen an der Auswanderung gehindert würden, um später in die Bundeswehr eingezogen zu werden. Der 19-jährige DDR-Flüchtling Hans-Günter M. aus Sundern/Kr. Arnsberg fragte 1954 den Bremer Senator für das Auswanderungswesen, ob „seit kurzem die Jahrgänge, die einmal die neue Wehrmacht bilden sollen, konsequent abgelehnt“ würden.

Mir kam dieser Gedanke, als man mich nach der ärztlichen Untersuchung am 25.8.1954 in Hannover ablehnte, obwohl ich kerngesund bin. Für die Auswanderung nach Kanada habe ich bis heute schon 100,-DM ausgegeben, die jetzt für nichts und gar nichts ausgegeben sein sollen?¹⁷

Der Senator informierte sich beim Leiter der bremischen Gemeinnützigen Auswandererberatungsstelle, Kapitän Tillack, der ihm mitteilte:

Nach wie vor besteht keine Auswanderungsbeschränkung für deutsche Staatsangehörige, die evtl. im wehrfähigen Alter stehen.

¹⁶ Rezension v. E. N. Peterson in H-Net 1997.

¹⁷ StAB, Senatskommissar für das Auswanderungswesen 4,35/4-830-10-00/2, Auskünfte in Auswanderungsfragen, Hans-Günter M., Sundern/Kr. Arnsberg, 27.9.1954, an Maas.

Da die Einwanderungsbestimmungen nicht von westdeutscher Seite gemacht würden und die Einwanderungsdienststellen der Zielländer eine Ablehnung grundsätzlich nicht begründeten, könne er nur vermuten, dass M. oder dessen Vater der SED oder einer ihrer Organisationen angehört hatte und deshalb abgelehnt worden sei. Ein weiterer Grund könne eine frühere Rippenfell- oder Lungenentzündung sein, so dass die Röntgenaufnahme beanstandet worden sein könnte.¹⁸

Der Bremer Experte für Auswanderungsfragen und Leiter der in der Bundesrepublik äußerst einflussreichen Bremer Auswandererberatungsstelle, Kapitän Tillack, lehnte also diese spezifische Verknüpfung von Auswanderung und Wehrpflicht – Wehrpflicht vor Auswanderung – ab, hielt sie aber nicht für abwegig, wollte er doch für die Zukunft nicht ausschließen, dass Wehrpflichtigen die Auswanderung verboten werden könnte („Nach wie vor...“). Solche Formulierungen verwiesen auch darauf, dass viele mit der Auswanderung beauftragten Behördenvertreter auch Jahre nach Gründung der Bundesrepublik noch Schwierigkeiten mit dem Grundrecht auf Freizügigkeit hatten. Sie sahen Auswanderung weniger als ein Grundrecht an.¹⁹ Auswanderung war für sie ein Privileg, eine Großzügigkeit der Regierung, die durchaus eingeschränkt werden konnte, wenn nationale Interessen dies erforderten. Auswanderungspolitik wurde für die Volkswirtschaft, nicht für den Einzelnen gemacht.

Stigmatisierung wehrpflichtiger Auswanderungswilliger

Tillack betonte deshalb die Verbindung von Wehrpflicht und Migration anders als Hans-Günter M. und andere junge Deutsche, die in der Auswanderung eine Alternative zu ihrem Leben in Westdeutschland sahen. Zusammen mit seinen Kollegen stellte der Berater eine Verbindung zwischen Auswanderung, Kriegsfurcht, Wiederaufrüstungsdebatte und Wehrpflicht her, die zur Stigmatisierung von „Wehrflüchtigen“ führen sollte. Männer wollten auswandern, so die Auswanderungsexperten, um sich vor der Wehrpflicht zu drücken.²⁰ Das Bild, das die Auswanderungsberater in den 1950er Jahren von jungen Männern, die auswandern wollten, mit Hilfe unkritischer Lokalzeitungen aufbauten, war das von Drückebergern und Feiglingen.

Erreicht werden sollte mit dieser Stigmatisierung, dass einzelne Männer im wehrpflichtigen Alter ihre Auswanderungspläne aufgaben. Die Bundesregierung versuchte mit dieser Strategie, junge deutsche Männer im Land zu behalten – als Soldaten, aber noch mehr als für den Wiederaufbau als unersetzlich angesehene Facharbeiter.

Die Länder hatten schon kurz nach Kriegsende die Notwendigkeit gesehen, wieder Beratungsstellen für Auswanderer einzurichten, auch wenn bis 1950 nur für die wenigsten Deutschen die Möglichkeit einer Auswanderung bestand. Sie wollten damit den sich schnell verbreitenden Schwindelfirmen Einhalt gebieten, die mit der Hoffnung auf Auswanderung schnelles Geld machten. Neben einigen staatlichen Beratungsstellen dominierten deshalb nach 1945, wie schon bis 1941, die beiden Kirchen die Auswanderungsberatung. Nachdem die Berater in den späten 1940er Jahren Auswanderungsinteressenten eine seriöse Alternative zu den Schwindelfirmen geboten

¹⁸ Ebenda, Tillack an Maas, 20.10.54.

¹⁹ Gegen Auswanderungsfreiheit als Grundrecht hatte sich auch der Parlamentarische Rat 1948 ausgesprochen (Steinert 1995).

²⁰ Die gleiche Motivation wird übrigens noch in neuesten Geschichten der Bundesrepublik Deutschland den „Ohne mich“-Protestlern zugeschrieben, ohne Beweise für diese Behauptung vorzubringen.

hatten, wurden sie in den 1950er Jahre zu einem mehr oder weniger willigen Organ der bundesdeutschen Arbeitsmarkt- und Bevölkerungspolitik. Die Beratungsstellen hießen im Volksmund „Auswanderer-Abratungsstellen“ und wurden vom Bundesinnenministerium dafür gelobt, Auswanderungen verhindert zu haben.²¹ Nachdem die USA und Kanada Deutschen wieder die Einwanderung gestatteten, ließen sich bis 1960 mehr als zweieinhalb Millionen Menschen über Auswanderungsmöglichkeiten beraten. In ihren Jahresberichten boten die Berater insbesondere lokalen Zeitungen Erklärungen für das gewaltige Auswanderungsinteresse.

Schon 1951, fünf Jahre vor Einführung der Wehrpflicht, informierte das Bundesamt für Auswanderung die ihm angeschlossenen Dienststellen: „Bemerkenswert ist, dass ein Teil der Auswanderungswilligen als Grund der Auswanderung angeben, dass sie Europa aus Furcht vor einem Krieg bzw. aus Furcht vor dem Eingezogenwerden für eine im Entstehen begriffene neue deutsche Wehrmacht verlassen wollen.“²² Zwei Jahre später, in ihrem Tätigkeitsbericht 1953, zählte die Gemeinnützige Auswandererberatungsstelle Bremen die „hauptsächliche[n] Gründe für den Auswanderungsdrang“ auf: „1. Arbeitslosigkeit, 2. Wirtschaftliche und politische Unsicherheit, 3. Angst vor Wehrdienst, 4. Erleichterte Einwanderungsbestimmungen“.²³ Dabei basierte diese Aufstellung nicht auf den Angaben der Anfragenden, sondern auf den Vermutungen der Berater. Dies wird im Bericht von 1956 deutlich. Nun wurde argumentiert:

Inbesondere jüngere im wehrfähigen Alter stehende Menschen gaben als Grund [für die Auswanderungsabsicht] schlechte Berufsaussichten an, doch konnte man aus dem Gespräch meistens entnehmen, dass sie durch ihr Auswanderungsvorhaben einem evtl. Wehrdienst aus dem Wege gehen wollten. Wenn ihnen dann gesagt wurde, dass sie auch in ihrem Ziellande mit einem Wehrdienst zu rechnen haben, unabhängig davon, ob sie die Staatsangehörigkeit des Ziellandes besitzen oder nicht, nahmen doch viele von ihrem Auswanderungsvorhaben Abstand.²⁴

In der deutschen Presse wurde dieser „Widerwille, in Deutschland einmal die Uniform anziehen zu müssen“²⁵ registriert, aber nicht erforscht.²⁶ Im Bericht von 1957 wurden die Bremer Berater deutlicher:

21 PA Abt.5 118, „Entwurf. Bericht des Bundesministeriums des Innern über die Auswanderungspolitik an den Haushaltsausschuß des Bundestages“, 1954, zit. n. Steinert 1995: 247.

22 Bundesamt für Auswanderung, Rundschreiben 238/1951.

23 Tätigkeitsbericht der Gemeinnützigen Auswandererberatungsstelle für das Land Bremen e.V. für die Zeit vom 1. April 1952 – 31. März 1953.

24 Tätigkeitsbericht der Gemeinnützigen Auswandererberatungsstelle für das Land Bremen e.V. für die Zeit vom 1. April 1955 – 31. März 1956.

25 „Auswanderung geht zurück“ in: Bremer Nachrichten, 16.5.1956.

26 Registriert, ohne erforscht zu werden, wurde das Thema auch von kanadischen Einwanderungsdienststellen in Westdeutschland. Obwohl es für Kanada in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre, als immer mehr Deutsche vom „Wirtschaftswunder“ profitierten, immer schwieriger wurde, Deutsche als Einwanderer zu rekrutieren, verwiesen sie—zumindest in der veröffentlichten Einwandererwerbung—nicht darauf, dass Kanada das einzige NATO-Land ohne Wehrpflicht war. Library and Archives Canada, Record Group 76, Volume 821, file 552-1-551, part 1, Immigration from Germany, General File, Harry B. Stewart, Vice Consul, Canadian Embassy Bonn to Robillard, Canadian Government Immigration Mission; Robillard to Chief, Operations Division, Immigration Branch Ottawa, Juni 1956.

Die Hauptgründe für die Auswanderung waren in erster Linie schlechte Berufsaussichten, worunter die meisten eben kein Vorwärtskommen in ihrem Beruf verstanden, die jüngeren Interessenten dahinter aber die Angst vor dem Wehrdienst verbargen, dem sie dann durch ihr Auswanderungsvorhaben aus dem Weg gehen wollten.²⁷

Doch die deutsche Presse meldete diese Behauptung wiederum nur pflichtgetreu, ohne sich mit diesem Phänomen beschäftigen zu wollen.²⁸

Auch für 1959 stellten die Berater noch fest: „Bei Interessenten im wehrfähigen Alter kommt oft zum Ausdruck, dass sie den Wehrdienst scheuen und durch eine Auswanderung versuchen, diesen zu umgehen.“²⁹ 1960 war diese Auslegung bereits zur Routine geworden und die Berater freuten sich über ihr Geschick, den jungen Männern diesen Beweggrund entlocken zu können:

Wie in den vergangenen Jahren, fehlten auch in diesem Berichtsjahr nicht die Besucher der jüngeren Generation, die sich durch eine rechtzeitige Auswanderung ihrer Wehrdienstpflicht entziehen möchten. Nur zögernd und vorsichtig geben sie häufig erst am Schluss einer Beratung den wahren Grund ihrer Auswanderungsabsichten bekannt.³⁰

In den 1960er Jahren registrierten die Berater dann einen Rückgang dieser Gruppe von Auswanderungsinteressenten. 1962 notierten die Bremer Berater: „Wesentlich verringert hat sich auch die Anzahl der Besucher, die sich durch eine Auswanderung der Ausübung ihrer Wehrpflicht entziehen wollten.“³¹ Ab 1965 konnten sie diesem Phänomen auch eine Ursache zuweisen:

Gegenüber dem Berichtsjahr 1964 ist ein weiterer Rückgang der Altersklassen unter 20 Jahren zu beobachten. Ein Grund dafür dürfte auch die Änderung des Wehrpflichtgesetzes mit Wirkung vom 1.4.1965 sein, wonach „Wehrpflichtige, die einem aufgerufenen Geburtsjahrgang angehören, eine Genehmigung des zuständigen Kreiswehrrats einzuholen haben, wenn sie den Geltungsbereich dieses Gesetzes (d.h. des Bundesgebietes) länger als 3 Monate verlassen wollen.“ Dadurch wird es den betroffenen Altersklassen erschwert, sich der Ableistung des Wehrdienstes durch einen Auslandsaufenthalt zu entziehen. Ausnahmslos stellten die hier vorsprechenden Jugendlichen nach einer diesbe-

27 Tätigkeitsbericht der Gemeinnützigen Auswandererberatungsstelle für das Land Bremen e.V. für die Zeit vom 1. April 1956 bis 31. März 1957.

28 So berichtete in Bremen nur der Weser Kurier in einem kurzen Artikel über den Jahresbericht der Auswandererberatungsstelle: „Den Jüngeren dienen die wirtschaftlichen Gründe häufig als Vorwand. Sie wollen vielmehr dem Wehrdienst durch Auswanderung aus dem Wege gehen.“ Weser Kurier vom 7.5.1957.

29 Tätigkeitsbericht der Gemeinnützigen Auswandererberatungsstelle für das Land Bremen e.V. für die Zeit vom 1. April 1959 bis 31. März 1960.

30 Tätigkeitsbericht der Gemeinnützigen Auswandererberatungsstelle für das Land Bremen e.V. für die Zeit vom 1. April 1960 bis 31. Dezember 1960.

31 Tätigkeitsbericht der Gemeinnützigen Auswandererberatungsstelle für das Land Bremen e.V. für die Zeit vom 1. Januar 1962 bis 31. Dezember 1962.

züglich eingehenden Aufklärung ihre Auswanderungsabsichten für einen späteren Zeitpunkt zurück.³²

Mit dieser Änderung des Wehrpflichtgesetzes griff die Bundesregierung tief in die politische Werkzeugkiste, mit der Bevölkerungs-, Arbeitsmarkt- und Verteidigungspolitik gemacht wurde. Dass hier massiv in das Grundrecht der Freizügigkeit eingegriffen wurde, wurde ignoriert.

Wehrdienst im Einwanderungsland

Gewarnt vor der Wehrpflicht in den USA und anderen Zielländern wurden deutsche Auswanderungswillige einerseits durch die Beratungsstellen. Auch über die deutsche Presse wurden deutsche Auswanderungsinteressenten schon frühzeitig darauf hingewiesen, dass sie möglicherweise in die US-Streitkräfte eingezogen würden, sobald sie Fuß auf amerikanischen Boden setzten.

Leser des *Bremer Weser Kurier* erfuhren Anfang der 1950er Jahre: „Dienstfähige Einwanderer – werden in den USA zur Wehrmacht eingezogen“ und „USA-Deutsche müssen dienen“.³³ Hamburger Leser wurden gewarnt: „Auswanderer an der Koreafront“. In diesem Artikel des *Hamburger Echo* vom 9. Januar 1952 wurde ein Bericht über eine USA-Studienreise des Pastors und Leiters der Evangelischen Auswanderermission in Hamburg, Martin Henning, zitiert:

Wir können trotz aller Not und Arbeitslosigkeit, die in Deutschland herrscht, alle Auswanderungslustigen nur immer wieder dringend bitten, ihren Beschluß auszuwandern, nochmals zu überprüfen. Wer auswandert, soll unter allen Umständen folgendes bedenken: [...] Auch der Neueinwanderer wird von der Landesregierung zu Pflichten der amerikanischen Bürger herangezogen. Das hat besondere Bedeutung in den Fällen, wenn eine Familie Söhne im wehrdienstfähigen Alter hat. Diese werden genau so zum Heeresdienst eingezogen wie die geborenen Amerikaner, und manche Söhne von Nachkriegseinwanderern standen bereits an der Front in Korea. Eine Familie, die Europa verläßt aus Furcht vor einem drohenden Krieg, kann ihre Söhne noch eher an der Front sehen, als das bei einem Verbleib in Deutschland der Fall wäre. Man kann als Nichtbürger die Einberufung zum Heeresdienst zwar ablehnen, in diesem Fall ist es aber für immer ausgeschlossen, das amerikanische Bürgerrecht zu erlangen.³⁴

Dass in die US-Army eingezogene deutsche Einwanderer tatsächlich in Korea dienten, ist plausibel. Es gibt dazu zwar keine Akten, und die US-Streitkräfte haben keine Daten produziert, die die Staatsangehörigkeit oder das Geburtsland ihrer Angehörigen vermerken. Mehrere Zeitzeugen, die aus Frankreich, Großbritannien, Griechenland und anderen europäischen (und asiatischen) Ländern in die USA eingewandert waren, berichteten gegenüber dem Autor jedoch, dass sie in Korea stationiert und dort in

³² Tätigkeitsbericht der Gemeinnützigen Auswandererberatungsstelle für das Land Bremen e.V. für die Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember 1965.

³³ *Weser Kurier*, 29.12.1951 und 15.12.1953.

³⁴ *Hamburger Echo*, 9.1.1952 (Hervorhebung im Original).

Kampfhandlungen verwickelt gewesen waren.³⁵ Der Fall des eingangs erwähnten Günther Buhrdorf bestätigt, dass auch Deutsche in der US-Army in Korea kämpften.

Leser des *Spiegel* konnten bereits am 4. Oktober 1950 am Schicksal von Erna Roltgen, einer besorgten Mutter aus Hannover, teilnehmen. „Ist es möglich“, fragte sie das Nachrichtenmagazin, „dass in den USA junge deutsche Männer, die vor kurzem erst eingewandert sind und noch die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen, zum amerikanischen Militärdienst eingezogen werden können? Mein Sohn schreibt mir, dass er bereits gemustert sei und in Kürze damit rechnen müsse, Soldat zu werden.“³⁶ *Der Spiegel* bejahte die Frage. Ein Leser der Zeitschrift stimmte den Redakteuren bei und fügte hinzu: „Während des Zweiten Weltkrieges konnten die Soldaten schon nach einmonatigem Militärdienst eingebürgert werden. Diese Bestimmung gilt zur Zeit nicht mehr. Sie müssen drei Jahre warten!“³⁷ Auch Buhrdorf, Ende 1950 eingezogen, wurde noch vor seiner Einbürgerung an die Front in Korea geschickt.³⁸

Junge Männer und Familien mit Söhnen mussten in ihre Auswanderungsentscheidung also zwei Aspekte einbeziehen: Einerseits die Wehrpflicht in der Bundesrepublik, andererseits die Wehrpflichtbestimmungen im Zielland. Von den deutschen Einwanderern, die ich in Kanada und den USA interviewt habe, nannte keiner als Grund für seine Auswanderung, dass er dem Wehrdienst in der Bundeswehr hatte entgehen wollen. Die Überlegungen spielten aber bei manchen in die Auswanderungsentscheidung hinein. Kai Juergens erinnerte sich, dass sein damals 19-jähriger Freund, mit dem er 1957 nach Kanada ausgewandert ist, zu dieser Zeit mit der Einberufung rechnen musste. In unserem Gespräch 1998 in Ottawa erzählte mir Juergens, der 1934 in Danzig geboren war, dass sein Freund zwar sowieso auswandern wollte, dies dann aber vorantrieb, um eine Einberufung zu vermeiden. Zudem wusste er, dass Kanada das einzige NATO-Land ohne Wehrpflicht war. Er sah dies als angenehmen Nebeneffekt seiner Wanderung, der ihn zusätzlich motivierte.³⁹

Peter Hessel, 1931 in Chemnitz geboren, ging bereits 1952 nach Kanada, brauchte also eine Einberufung in die Bundeswehr nicht zu fürchten. In unserem Interview, das wir 1998 in seinem Haus außerhalb Ottawas führten, sagte er, dass Überlegungen zum Wehrdienst dennoch in seine Auswanderungsentscheidung mit hineingeflossen waren. Da er wusste, dass in den USA Wehrpflicht bestand, in Kanada dagegen nicht, entschied er sich bewusst, nicht in die USA auszuwandern. Ähnliche Überlegungen stellte Fritz Zauser an, der 1935 in Niederschlesien geboren und 1957 nach Kanada ausgewandert war:

Ich wollte nicht nach den Vereinigten Staaten, ich wusste ja, dass die da Wehrpflicht hatten, und nachdem man uns jahrelang gesagt hatte, wie schlimm die Deutschen wären, wenn sie mal ein Gewehr in der Hand hätten, hat einfach keinen Sinn gehabt. Kanada hatte keine Wehrpflicht.

35 Aus Gründen des Datenschutzes können die Namen der Zeitzeugen nicht genannt werden. Es handelt sich hierbei um Zeitzeugen, die sich auf meine Artikel in US-amerikanischen Veteranen- und Militärzeitschriften gemeldet hatten. Die Korrespondenz ist im Besitz des Autors.

36 Spiegel Nr. 40 vom 4. Oktober 1950, S. 41.

37 Spiegel Nr. 42 vom 18. Oktober 1950, S. 43.

38 Itkowitz, Two WWII Veterans.

39 Interview mit Kai Juergens (Pseudonym), Ottawa, ON, Kanada, 31.3.1998.

Ganz bewusst wollte er die Wehrpflicht vermeiden, denn er hatte nicht nur die zwei ausgewanderten Klassenkameraden gesehen, die 1951 als GIs zurück nach Deutschland kamen, sondern auch von einem Nachbarjungen erfahren, der 1952 als Fremdenlegionär in Vietnam starb.⁴⁰

Einige Männer wurden dagegen eingezogen. Karl Inzig aus Ostpreußen, der 1951 als Zwanzigjähriger in die USA ausgewandert war, wurde 1953 eingezogen und leistete seinen Dienst in der US-Army ab. Er bekam dadurch seine Staatsbürgerschaft nach drei, statt wie üblich nach fünf Jahren.⁴¹ Zudem konnte er, wie alle amerikanischen Soldaten nach dem Zweiten Weltkrieg, den GI-Bill in Anspruch nehmen, ein Gesetz, das Veteranen mit Wohnungs- und Berufsförderungsprogrammen die Wiedereingliederung in die Gesellschaft erleichterte. So konnte er eine Ausbildung als technischer Zeichner machen, was die Grundlage für seine Karriere bei einem großen Industrieunternehmen wurde.⁴²

Siegbert Krumm, 1937 in Siebenbürgen (Rumänien) geboren, kam im Januar 1957 mit seinen Eltern in die USA. Er wurde ebenfalls zwei Jahre nach seiner Einwanderung als 22-Jähriger eingezogen und in die Bundesrepublik versetzt, wo er seine Ehefrau kennenlernte. Er sah seine Versetzung nach Westdeutschland als Glücksfall, denn ihm seien dadurch viele Vorteile entstanden, kannte er doch die Gegend und die Sprache. Er erinnerte sich zudem, dass er und seine Eltern nicht unwissend über die Möglichkeit der Einberufung in die USA migriert seien:

Bevor man auswandert hier nach Amerika, ham sie damals verlangt, ich weiß net, ob' heut noch der Fall ist, aber damals ham sie verlangt, dass man Papiere unterzeichnet, dass, wenn man eingezogen wird zur Armee, dass man sich nicht verweigert. So, dass hab ich natürlich unterzeichnen müssen, bevor ich hier 'rüber kam, und 1960, ne, dann kriegt ich auf einmal eine Einladung, sozusagen [lacht], von Onkel Sam, wurd ich eingezogen zur Armee, ne.⁴³

Migranten als Söldner und Soldaten

Wie vermutlich die meisten Einwanderer, die in die US-Streitkräfte eingezogen wurden, dienten Inzig und Krumm unfreiwillig. Doch einige Einwanderer meldeten sich freiwillig zum Militär. Vor der Gründung der Bundeswehr gab es für diese Freiwilligen zwei Wege zum Militär: als Söldner und als Einwanderer.

Deutsche haben in der Geschichte eine lange Tradition als Söldner, Militärexperten und Soldaten in fremden Armeen, u.a. aufgrund der späten Bildung eines deutschen Nationalstaats (Sowell 1996: 51 ff., 91, 99, 102, 373). Im 19. Jahrhundert spiel-

40 Interview mit Peter Hessel, Waba, ON, Kanada, 22.3.1998; Interview mit Fritz Zauser (Pseudonym), Ottawa, ON, Kanada, 24.3.1998.

41 1954 berichteten Publikationen der US-Army in Westeuropa von zwei Deutschen und Einwanderern anderer Nationalitäten, die in die US-Armee eingezogen worden waren und während des Militärdienstes US-Staatsbürger wurden. Murray Cohen, Today Has Extra Meaning For New Yank Citizens, in: Northern Area Command, 17.9.1954 und Number 1000 Made Citizen In Frankfurt, in: Army Times European Edition, 3.8.1954, National Archives and Records Administration, Archives II, Record Group 85, File 56354/351 General File: Periodic Reports From Headquarters Office Under Refugee Relief Act of 1953.

42 Interview mit Karl Inzig (Pseudonym), Gladwin, MI, USA, 1.11.1996.

43 Interview mit Siegbert Krumm (Pseudonym), Clinton Township, MI, USA, 22.10.1996.

ten Deutsche in der französischen Fremdenlegion seit deren Gründung 1831 eine wichtige Rolle, von 1870 bis 1962 dominierten sie die Legion sogar, so dass der Historiker Eckard Michels vom „deutschen Jahrhundert“ der *légion étrangère* spricht (Michels 1999: 303). Zwischen 1870 und 1944 meldeten sich etwa 55.000 Deutsche als Legionäre (ebenda: 331 f.).⁴⁴ Noch vor Ende des Zweiten Weltkriegs stand deutschen Söldnern die Fremdenlegion wieder weit offen, denn als sich nach 1945 das französische Engagement in Indochina verstärkte, sah die Legion „keine Alternative zu den Deutschen“ (ebenda: 186). Unter den 1945 bis 1954 angeworbenen 75.000 Söldnern waren 35.000 Deutsche (ebenda: 208).

Wer waren die deutschen Legionäre? Bis Ende 1946 verpflichteten sich maximal 5.000 deutsche Kriegsgefangene (vorwiegend 18- bis 23-Jährige), was den deutschen Anteil von 10 Prozent 1944 auf 35 Prozent Mitte 1946 erhöhte (ebenda: 161 ff.).⁴⁵ Die Vorgabe, keine Kriegsverbrecher, Nazis, SS- und Polizeiangehörigen zu rekrutieren, wurde dabei weitgehend eingehalten (ebenda: 150-159). Als 1950 die Fünfjahresverträge der 1945/46 rekrutierten deutschen Kriegsgefangenen auszulaufen begannen, erhöhte die Fremdenlegion ihre Anwerbemaßnahmen. Michels schätzt, dass zwischen 1950 und 1954 jährlich etwa 25.000 bis 30.000 junge Deutsche in die Legion eintreten wollten. Während einige Tausend von westdeutschen Behörden abgefangen wurden, meldeten sich in diesen Jahren jährlich 20.000 Freiwillige in den Werbebüros der Legion in der französischen Besatzungszone. Viele von ihnen, so Michels weiter, seien erst durch die deutsche Medienberichterstattung auf die Idee gekommen, „einen Ausweg aus ihrer Misere in einem fünfjährigen Engagement in der Söldnertruppe zu suchen“ (ebenda: 188).

Ähnlich wie bei der unterstellten Absicht, sich durch Auswanderung der Wehrpflicht zu entziehen, berichteten die meisten westdeutschen Medien über die Fremdenlegionäre, ohne das Phänomen wirklich zu untersuchen. Dabei wurden gerne völlig überhöhte Zahlen genannt und heimgekehrten Legionären Foren für Behauptungen geboten, die von den Journalisten weder angezweifelt noch überprüft wurden (ebenda: 165). Dazu gehörte eine ausführliche Reportage des Hamburger Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* im November 1950. Unter dem Titel „Fremdenlegion. Gardez vous [sic]“ ließ die Zeitschrift den 20-jährigen Kölner Franz Goeretzki von seiner angeblichen Entführung in die Fremdenlegion und den darauffolgenden Heldentaten erzählen. Dem Bericht zufolge kämpfte der junge Mann nach einer harten Ausbildung in Algier in Indochina, konnte von dort nach China fliehen, wo er eine Liebschaft mit einer jungen, verheirateten Berlinerin anfing. Über Hongkong und Manila ging es dann durch den Indischen Ozean zurück nach Köln.⁴⁶

Junge Männer, die bei solch aufregenden Reportagen und bei den Kriegserzählungen ihrer Väter, älteren Brüder und Onkel ins Schwärmen gerieten, wandten sich hilfesuchend an die Franzosen. Die Anwerber der Fremdenlegion wurden aber auch von den ganz Verzweifelten aufgesucht, die glaubten, im „normalen“ Leben nicht

44 Addiert werden können etwa 23.000 Elsaß-Lothringer, die vor 1918 die deutsche Staatsbürgerschaft besaßen.

45 Zur Frage, ob die deutschen Kriegsgefangenen zwangsrekrutiert wurden, wie in der deutschen Nachkriegspresse und -politik häufig behauptet, ebenda: 159-164, 166 f.

46 Fremdenlegion. Gardez vous [sic], in: *Der Spiegel*, 15.11.1950; Georges R. Reymond: Paris. Keine Wüste – Brief an den Spiegel, 29.11.1950. Eine Analyse der Medienberichterstattung und politischen Debatte bietet Biess 2012.

mehr Fuß fassen zu können. Als die Rekrutierungszahlen der Fremdenlegion in Westdeutschland in die Höhe schnellten, meldeten die Bremer Auswanderungsberater in ihrem Jahresbericht von 1952/53:

Wiederholt schickte das französische Konsulat in Bremen junge Leute, die sich dort für den Eintritt in die Fremdenlegion bewarben, zur Auswanderer-Beratungsstelle. In jedem Falle gelang es, die jungen Menschen vor ihrem unüberlegten Vorhaben abzubringen. Bei einer Anzahl dieser Bewerber handelte es sich um Menschen, die irgendwie einmal mit dem Gesetz in Konflikt geraten und deren Strafen nun im polizeilichen Führungszeugnis verzeichnet wurden. Aber eine grosse Anzahl von ihnen wollte in die Fremdenlegion, da sie hier keine weiteren Fortkommensmöglichkeiten sahen, zum Teil schon lange arbeitslos waren oder sich mit ihren Angehörigen erzürnt hatten.⁴⁷

Nach Michels waren aber auch die Verzweifelten nur eine Minderheit der Legionäre. Die meisten waren 16- bis 25-jährige Männer mit wenig oder keiner Kriegserfahrung, „die aber unter den Folgen des verlorenen Krieges mehr litten als andere Altersgenossen“. Dazu gehörten Jugendliche, die nur noch schwache oder keine emotionalen Bindungen in ihrer Familie hatten, sowie Flüchtlinge, Vertriebene und andere Heimatlose, die obdachlos oder in Lagern untergebracht waren und keine Aussicht auf Ausbildungs- oder Arbeitsplätze hatten. Viele von ihnen waren „von den örtlichen Arbeitsämtern in die Industrie- und Bergbaureviere Nordrhein-Westfalens vermittelt – oder besser abgeschoben – worden“. Andere wurden in der Landwirtschaft untergebracht. Beide Tätigkeitsfelder waren wegen ihrer harten Arbeitsbedingungen und schlechten Bezahlung unbeliebt. Viele junge Männer verließen die Gruben und Felder schnell, standen dann aber ohne Unterkunft und Geld auf der Straße (Michels 1999: 196 ff.). Während einige in der Auswanderung nach Kanada und den USA ihre Zukunft erblickten, hofften andere auf die Fremdenlegion. Für die Freiwilligen war der mögliche Einsatz im Indochinakrieg eher Anreiz als Abschreckung (Michels 1999: 194 f.). „Nur die schwierige wirtschaftliche und soziale Situation, in der viele deutsche Jugendliche sich befanden, half der Legion einigermaßen, ihre seit 1950 steigenden personellen Anforderungen zu befriedigen“ (ebenda: 186 f.).

Der Anteil von Deutschen in der Legion stieg bis 1953/54 auf 55 Prozent. „Die Höchstzahl von Deutschen in der Fremdenlegion überhaupt wurde im Jahre 1953 mit etwa 20.000 Mann erreicht, von denen rund 11.000 in Indochina im Einsatz waren.“ Jeder siebte Legionär in Indochina fiel in diesem Krieg (Michels 1999: 208). Mit dem Ende des Indochinakriegs 1954, dem beginnenden wirtschaftlichen Aufschwung in Westdeutschland, der Schließung der Werbebüros in der Französischen Besatzungszone und schließlich dem Aufbau der Bundeswehr meldeten sich immer weniger Deutsche zur Legion. Die Legion erhielt aber noch einmal einen erhöhten Zulauf, als Frankreich von Mitte 1958 bis Mitte 1960 seine militärischen Aktivitäten im Algerienkrieg verstärkte. Von 1955 bis 1960 meldeten sich jährlich 6.000 bis 8.000 Deutsche zur Legion und stellten die Hälfte aller Anwärter. Es waren nun hauptsächlich Abenteurer, ein Drittel von ihnen unter 21 Jahre alt, somit minderjährig (ebenda: 291

47 Tätigkeitsbericht der Gemeinnützigen Auswandererberatungsstelle für das Land Bremen e.V. für die Zeit vom 1. April 1952 bis 31. März 1953.

ff., 303). Bis 1969 schrumpfte der deutsche Anteil der verkleinerten Legion auf 20 Prozent (ebenda: 332 f.).

Aufgrund der schweren Verluste in Korea im Spätherbst 1950 griff auch die US-Regierung auf ausländische Söldner zurück. Sie verband dies allerdings immer mit Einwanderung, so dass in den US-Truppen zwar Ausländer kämpften, diese aber am Ende ihrer Dienstzeit die amerikanische Staatsbürgerschaft erwartete. „Der Spiegel“ meldete im Dezember 1950, dass der US-Armee vom Kongress erlaubt wurde, 2.500 Fremdenlegionäre anzuwerben. Das Nachrichtenmagazin klärte seine Leser darüber auf, dass die „US-Fremdenlegion“ keine eigene Truppe sei. „Die Legionäre, die nach fünf Jahren US-Staatsbürger werden müssen, werden auf die einzelnen Truppenteile verteilt.“ Doch der Ausländeranteil sollte nicht nur über die Fremdenlegion erhöht werden: „Der 82. Kongreß zeigt sich geneigt, das Ausländer-Kontingent in der US-Armee zu erhöhen. Auch Deutsche, Italiener und Japaner dürfen sich bewerben. Die Anwärter-Listen sind bereits mehrfach überzeichnet.“⁴⁸

Welches Interesse hatten die US-Regierung und das US-Militär an europäischen, insbesondere an deutschen Einwanderern als Rekruten? Deutsche Einwanderer in der amerikanischen Armee haben eine lange Tradition, die bis auf die hessischen Söldnertruppen im Unabhängigkeitskrieg zurückgeht (Tolzmann 2000: 95-123, 209-218, 292, 360 f., 396 f.). Im Bürgerkrieg kämpften freiwillige und eingezogene Einwanderer auf beiden Seiten, darunter alleine 176.000 Deutsche für die Nordstaaten (Conzen 1980: 421). Im Ersten Weltkrieg zogen die USA knapp eine halbe Million Einwanderer – 18 Prozent des Militärpersonals – ein. Die Militärführung erwartete, dass dies Probleme aufwerfen würde, und veränderte deshalb mit Hilfe fortschrittlicher Reformer und Entscheidungsträgern in ethnischen Gruppen das militärische Regelwerk. Diese Kooperation, so die amerikanische Historikerin Nancy Gentile Ford, „allowed the military to avoid the path of ‚100 percent Americanism‘ and helped promote a dual identity for immigrants in the ranks“ (Ford 1997: 35, 51 Anm. 2). Mehr als in der amerikanischen Gesellschaft, so Ford, sei es Einwanderern in den US-Streitkräften im Ersten Weltkrieg möglich gewesen, ihre ethnische Herkunft zu pflegen.⁴⁹ Dies galt allerdings hauptsächlich für Einwanderer aus Nationen, die nun Alliierte der USA waren, nicht für deutsche Einwanderer, die dennoch in beiden Weltkriegen in amerikanischen und kanadischen Truppen kämpften.⁵⁰

Das Militär blieb im Nachkriegsamerika eine treibende wirtschaftliche Kraft. Das 1917 eingeführte Selective Service-System, über das in den USA während des Zweiten Weltkriegs alle Männer zwischen 18 und 65 registriert und einige von ihnen eingezogen worden waren, wurde 1947 abgeschafft. Bereits 1948, mit der Verschärfung der Kalten Kriegs, wurde das System, wenn auch in „etwas erleichterter Form“, wieder eingeführt. Nach der amerikanischen Koreaoffensive wurden laut *Spiegel* zwischen dem 1. September und 1. Dezember 1950 etwa 40.000 Mann über dieses System eingezogen. Dass die US-Streitkräfte dabei auch ehemalige Kriegsgegner rekrutierten, schien – anders als noch in den beiden Weltkriegen – nun niemanden mehr zu

48 US-Rekruten: 60 % nach Hause, *Der Spiegel*, 20.12.1950, 21 f.

49 Diese Interpretation ist deshalb umstritten, weil sie für afro-amerikanische Soldaten nicht zutrifft und allgemein geschlossen werden kann: Je dunkler die Hautfarbe der Einwanderersoldaten, desto weniger Freiheit hatten sie.

50 Andere Deutsche zogen vor oder nach Kriegsausbruch zurück nach Deutschland, um in den deutschen Truppen zu kämpfen.

beunruhigen. Gerade während der verheerenden Niederlagen in Korea im Herbst und Winter 1950/51 konnten die US-Streitkräfte nicht mehr wählerisch sein (Tindall: America 2, 1260). Die 1,5 Millionen Wehrpflichtigen, die während des dreijährigen Koreakrieges eingezogen wurden, dienten 21 Monate (24 Monate ab 1951) im aktiven Dienst und 5 Jahre in der Reserve.⁵¹

Bis einschließlich zum Zweiten Weltkrieg war die entscheidende Frage, ob die Einwanderer, insbesondere diejenigen aus den Feindstaaten, loyal zu ihrem neuen Vaterland stehen würden. Nach dem Zweiten Weltkrieg stellte sich in Bezug auf die deutschen Einwanderer eine völlig andere Frage: Wie würden die nichtdeutschen Soldaten der US-Streitkräfte auf ehemalige Feinde reagieren, die dazu schuldig geworden waren am größten Menschheitsverbrechen, dem Holocaust? Stellte sich diese Frage wirklich? Die US-Regierung fragte zunächst etwas ganz Anderes: Sollten Deutsche, die gegen Amerikaner, d.h. an der Westfront, gekämpft hatten, in die USA einwandern dürfen? Die Antwort lautete zunächst Nein.

Als Deutscher in der U.S. Army

Welche jungen deutschen Männer meldeten sich kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs freiwillig zu den US-Streitkräften? Im Juni 1958, vier Tage nachdem er seine Lehrstelle als Berghauer verloren hatte und als Hilfsarbeiter eingestellt worden war, beantragte der 19-jährige Dieter A. ein Visum beim amerikanischen Generalkonsulat in Hamburg. Ein Vierteljahr später wandte sich der sudetendeutsche DDR-Flüchtling an die Evangelische Auswanderermission in Hamburg mit der Bitte um Unterstützung:

Da ich gerne Auswandern möchte, um gleich in der U.S.A. zur Armee zu gehn, muß ich, um mein Devisum zu erhalten, einen Bürgen oder ein Nachweis über ein Jahr Arbeit in der U.S.A. nachweisen. Weil ich dies nicht habe, wende ich mich an das Evangelische N.C.W. Da ich ihre Adresse durch unseren evangl. Herr Pfarrer erfuhr, bitte ich sie höflichst mir Bescheid zu geben. Wie ich erfuhr kann mir das Evangelische N.C.W. weiterhelfen. Da ich auch kein Geld für die Überreise nach der U.S.A. habe, bitte ich Sie, was ich tun soll um das was ich gebrauch zu erlangen.⁵²

Die Evangelische Auswanderermission war ratlos, was mit dem jungen Mann, der auf dem beigelegten Foto einen smarten Anzug und eine Elvis-Tolle trug, zu tun sei. Nach ihren Berechnungen verdiente er netto mindestens 70 Mark in der Woche, wovon, so glaubten sie, „er ganz gut leben kann.“ Mitte Oktober wandten sich die Hamburger Berater an den Pastor von Dieter A. mit der Bitte, einen Bericht darüber zu schreiben,

51 United States, Selective Service System, Selective Service Under the 1948 Act, Extended, July 9, 1950-June 19, 1951. [Washington, DC]: U. S. Government Printing Office 1953; United States, Selective Service System, Induction Statistics, 2003, <https://web.archive.org/web/20090507211238/http://www.sss.gov/induct.htm>.

52 Kirchenkreis Alt-Hamburg, Archiv, Bestand Auswanderung (im Folgenden: KkAH-A-BA), Anträge A-An, o.D., Dieter A. an EAM, 9.1958. Alle Fehler im Original.

wie die Familienverhältnisse sind, wie die Familie wohnt, wer als Ernährer der Familie in Frage kommt. Herr A. hat nicht angegeben, ob sein Vater noch lebt, bzw. wo er sich befindet. Die Einwilligung zur Auswanderung ist von seiner Mutter unterschrieben. Wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns einmal über die Familienverhältnisse berichten und vielleicht auch sagen würden, ob Sie eine Auswanderung empfehlen oder ob es besser ist, wenn der junge Mann noch im Hause seiner Mutter bleibt.⁵³

Aufgrund der scheinbar fehlenden wirtschaftlichen Not konnten sich die Berater das Interesse des jungen Mannes an der US-Army nur mit einem dysfunktionalen Elternhaus erklären. Die Einwilligungserklärung einer Mutter hielten sie nicht für akzeptabel, solange nicht feststand, ob es nicht einen Vater gab, der die Entscheidungsbefugnis in der Familie besaß. Die Auswanderermission hörte zwar noch einige Male von Dieter A., half ihm aber nicht, weil sich sein Pastor nicht meldete.

Was bewog Dieter A., in die USA auswandern zu wollen, um in der dortigen Armee zu dienen? Vielleicht fühlte er sich in Deutschland als Außenseiter, der als Flüchtling und Elvis-Fan von den Arbeitskollegen und Nachbarn nicht akzeptiert wurde. Vielleicht fürchtete er, dass ihm dies in der Bundeswehr ähnlich ergehen würde. Vielleicht wollte er wie sein Idol Elvis Presley in der US-Army dienen, wobei das Amerikanische wichtiger war als das Militärische. Es könnte auch sein, dass er glaubte, über den Weg des Militärs am schnellsten auswandern zu können oder die größten Chancen zu besitzen, ein amerikanisches Einwanderungsvisum zu erhalten.

Das Militär konnte als Fluchtort – wie schon am Beispiel der Fremdenlegion gesehen – gewählt werden, da die Verpflichtung in einer Armee für einige junge Männer die Möglichkeit bot, aus einer schwierigen Situation herauszukommen. Dies war auch so für Wolfgang Clifton, der als 14-jähriger Vollwaise von seinen beiden Schwestern in Westdeutschland getrennt und in die USA gebracht wurde. In unserem Gespräch, das wir 1998 in seinem Haus in Maryland, außerhalb von Washington, D.C., führten, erzählte mir der 1936 im Sudetenland geborene Clifton, warum er sich für den amerikanischen Wehrdienst entschieden hatte. Um aus dem Haus seiner Adoptivmutter, von der er sich ausgebeutet fühlte, herauszukommen, verpflichtete er sich 1952 für acht Jahre bei den US-Marines.⁵⁴

Wie Wolfgang Clifton waren die meisten Männer, die in den 1950er Jahren freiwillig den amerikanischen oder kanadischen Streitkräften beitraten, bereits in das Land eingewandert. Ihr Entschluss zu dienen, basierte auf sehr unterschiedlichen Überlegungen. Gunther D., 1930 in Los Angeles geboren, seit 1933 in der Nähe von Kiel aufgewachsen und zu Beginn des Zweiten Weltkriegs nach Bonn umgezogen, wanderte 1949 aus rein wirtschaftlichen Gründen in die USA aus. Er war auf meine Forschung durch einen kurzen Artikel in einem Veteranenmagazin aufmerksam geworden und hatte mich angeschrieben. Leider hatte ich keine Gelegenheit, ihn persönlich zu befragen, aber es ergab sich ein Briefwechsel, in dem er mir auf Deutsch und Englisch über seine Erfahrungen berichtete: „For my parents I was one less mouth to

⁵³ Ebenda, EAM an Muus, 14.10.1958.

⁵⁴ Interview mit Wolfgang Clifton (Pseudonym), Adelphi, MD, USA, 19.5.1998,

feed. We were starving.“⁵⁵ Wenige Monate später, im Januar 1950, meldete er sich zur Ausbildung bei den Marines in San Diego, Kalifornien.

Dort wurde mir klar gemacht, dass meine bedürftigen Sprachkenntnisse mich in eine Branche brachten, die keine Matrosen hatten [sic].) Kurz danach fand ich mich in Korea und ließ die Matrosen auf dem Schiff in Inchon, Korea. Ich war ein Infanterist C-1-5 und machte die Schlacht im Chosin Reservoir mit. Zwanzig Jahre später, nun Hauptmann, nach zwei „Ausflügen“ nach Vietnam, kehrte ich ins zivil Leben [sic] zurück.⁵⁶

Warum er in das Marine Corps eingetreten war, erklärte er wie folgt:

My own motivation for joining was the hope for an opportunity to learn a trade, to become eligible for the GI Bill and its educational benefits, having medical care and having a room and board. I was a young man with a sixth grade education.

Er studierte mit Hilfe des GI-Bill, wurde Lehrer und arbeitete in dem Beruf bis zu seiner Pensionierung. Auf die Frage, wie das Verhältnis zwischen Europäern und Amerikanern in der Truppe war, schrieb er:

As a German I had to live up to the reputation Germans hold in the population in general and in the military in particular. Germans are respected for their labor skills and they are respected as loyal and professional soldiers. Military men, perhaps like boxers, have respect for each other. During my recruit training in San Diego in January 1950, my instructors expected me to be better than the average man of the street. In fact, I was appointed to be the Right Guide of my platoon. A Right Guide is the highest position a recruit can hold. I recall having language difficulties during a technical weapons inspection. The inspector said: „Don't stutter, Kraut! If you don't know a word, then call it a 'Gismo' [Dingsbums] and get on with it.“

My company commander, in Korea, was a Dane. A platoon leader was a Mexican. We had an Italian, a Greek, a Canadian, a Latvian and a French Marine in the unit. The thing that mattered was if we could do our job, if we were dependable. I did see some discrimination against Blacks and Mexicans. As I reflect upon the times I feel that my German heritage gave me an undeserved advantage.

Gefragt, wie über den nur wenige Jahre zurückliegenden Krieg in Europa gesprochen wurde, schrieb er:

The Marine noncommissioned officers and officers who had seen action in the Second World War fought primarily against the Japanese. In Korea we were engaged with another oriental foe, hence, there were few occasions to broach

⁵⁵ Gunter D., Brief an Autor, 18.8.1998 [sic], Poststempel v. 21.9.1998.

⁵⁶ Gunter D., Brief an Autor, 18.8.1998.

this subject. There was one exception. My platoon leader was a pilot of a bomber with the Air Force who flew missions over Germany. After the war this lieutenant switched to the Marine Corps. Anyhow, when I goofed off or made mistakes this Lieutenant would say: „I don't know how I missed you flying over Germany.“ – This was more banter than threat, for after nearly fifty years this is how he still greets me on the phone. – My fellow Marines were fond of introducing me to replacements as: „This is the Kraut, he is a good Marine and a good man to have on the point, but never let him be on the point at night when returning to the lines. If he gives the password, we'll all be killed.“ The later observation was in reference to my heavy accent. – So the answer to your question is no. The European war had little relevance to our situation.

Auf die Frage, wie er von seinen Kameraden wahrgenommen und behandelt wurde, schrieb er:

I already gave a couple examples. In general, military men and Marines in particular judge you by your performance and dependability. During my year in Korea I rose from Private First Class to the rank of Sergeant. During a two week period of heavy casualties I became the platoon leader, a position held normally by commissioned officer.

Gefragt, wie sein Verhältnis zu älteren Vorgesetzten war, die in Deutschland gekämpft oder dort Angehörige verloren hatten, schrieb er:

I can't remember a single conversation in which a superior ever made his feelings known. My general impression was that Americans as a group had a difficult time understanding how the German leadership was able to hide the existence of the concentration camps from their population. Perhaps I was naive, immature or blocked these memories out, but living in Bonn during the war sheltered me from the knowledge of these atrocities.

Auf die Frage, wie viele seiner Kameraden Ausländer waren, schrieb er:

A Marine Rifle Company, at full strength, has about 260 enlisted and officers. To the best of my knowledge there were less than ten men who were foreign born. I believe every Marine was a volunteer.⁵⁷

Dieser geringe Anteil war sicherlich typisch für die Marines, Navy und Air Force, die sich hauptsächlich aus Freiwilligen zusammensetzte. Die Army, die die große Mehrzahl der Wehrpflichtigen einzog, hatte vermutlich einen höheren Anteil an ausländischen Soldaten.

Robert Land, zum Beispiel, den ich 1998 in Virginia außerhalb von Washington, D.C. interviewte, wanderte 1956 als 19-jähriger zunächst nach Brasilien und dann in die USA aus. 1959 kehrte der 1937 in Neumünster geborene Land für drei Monate nach Westdeutschland zurück und entschloss sich dort, endgültig in den USA zu

⁵⁷ Gunter D., Brief an Autor, 18.8.1998 [sic], Poststempel v. 21.9.1998.

leben und zunächst der US-Army beizutreten. Als er diesen Entschluss seinem Vater mitteilte „hat er mich so angeguckt: ‘Ach, sowas wie dich nehmen die doch nicht. Die brauchen richtige Jungs.’ Und so ein Blödsinn, so.“

Da bin ich mit dem Schiff wieder zurück, da bin ich Mittwoch in New York angekommen, bin Mittwochabend wieder nach Pennsylvania zurück gefahren, mit dem Zug oder Bus wahrscheinlich, Donnerstag bin ich zum Recruiting Office hin, die haben mir gesagt: „Well, Sie sind ja kein US-Bürger, Sie müssen die Ersten Papiere, Citizen-Papiere, haben.“ Das nennt sich „Declaration of intention of becoming a citizen.“ Ich sag: „Okay.“ Freitag bin ich nach Philadelphia, hab mir die Papiere besorgt, Sonnabend morgen habe ich die ersten Tests gemacht, Eintrittstest, Prüfungen. Montag morgen die zweite Hälfte, Montag abend war ich in Fort Dixie in der Army. Hab meinem Vater ein Telegramm nach Hause geschickt: „Siehst du, geht doch.“

Robert Land hatte unterschiedliche Gründe für seinen Entschluss, der US-Army beizutreten, die er im Laufe der ersten Tage und Wochen den unterschiedlichen Vorstellungen der amerikanischen Militärs anpasste. Obwohl es mir in den Interviews vorwiegend um Migrationserfahrungen ging, waren die Befragungen lebensgeschichtlich konzipiert, und so fragte ich auch dann nach, wenn die Erzählungen nicht direkt von Wanderungserlebnissen handelten:

I: Warum wollten Sie denn damals nach den drei Monaten in die amerikanische Armee rein?

R.L.: Ich hab damals gesagt, ich hab ein gutes Zuhause gefunden hier, auch wenn ich da mal Ärger gehabt hab, sowas hat ja jeder mal, aber ich habe mir gedacht, ich schulde dem Land das, dass ich mich freiwillig melde. Ich hätte mich gar nicht melden brauchen, die hätten mich nicht mehr eingezogen, damals war kein Krieg und da wäre ich schon zu alt gewesen, ich war ja schon 22 oder 23, als ich mich gemeldet habe. Mir hat das schon gefallen.

I: Also hat Sie auch das Militärische gereizt?

R.L.: Ja. Mein erster Beruf, den ich werden wollte als kleines Kind, war Kesselpauke mit dem Musikchor, das ist auf Pferden da. Die haben doch ein, zwei Kesselpauken. Das war mein großer Traum als kleines Kind. Deutsche Wehrmacht damals, schneidig waren sie ja.

Robert Land reizte zwar das Militärische, aber ihm kam dabei niemals die Bundeswehr in den Sinn. Das Gefühl, seinem neuen Heimatland diesen Dienst zu schulden, war sicherlich da, aber im Rückblick vermutlich überbetont. Ebenso wichtig, vielleicht sogar wichtiger, war, dass Robert Land nach seiner Rückkehr in die USA keine guten Berufsaussichten sah.

Robert Land wollte mit Hilfe der US-Army die Sprachenschule, für die er bereits mehrere Examen erfolgreich bestanden hatte, besuchen. Diese Hoffnung erfüllte sich allerdings nicht, weil er weder amerikanische Bürger noch die US-Staatsbürgerschaft

besaß und diese auch noch nicht beantragt hatte. Robert Land, weiterhin vom Entschluss, der Army beizutreten, überzeugt, änderte seine Pläne.

Ich wusste, da war ein Artilleriebataillon da und die waren in Heidelberg stationiert. Dann hab ich mir gesagt: „Dann geh ich da rein, dann geh ich nach Heidelberg zurück, alle meine Freundinnen konnten doch nicht verheiratet sein, nicht nach drei oder vier Jahren.“ So, dann hab ich da unterschrieben.

Auch diese Hoffnung, mit Hilfe der US-Army zumindest private Pläne durchzusetzen, zerschlug sich. Das US-Militär wollte stattdessen Robert Lands Kochausbildung nutzen und schlug ihm deshalb vor, als Chefkoch in den Offiziersclub von West Point zu gehen. Dieses attraktive Angebot ließ sich der junge Deutsche nicht zweimal sagen. Als Gegenleistung verpflichtete er sich, nicht nach Deutschland versetzt werden zu wollen.

Das war an und für sich ein großer Witz. Die wollten mich nicht zur Sprachenschule lassen, weil ich keine Clearance kriegen konnte, und da oben habe ich für Präsident Eisenhower gekocht, Könige, Premierminister, die er da alle reingebracht hatte, er war ja in West Point. Da hätte ich die Obersten von der halben freien Welt umbringen können, vergiften können, das ist denen gar nicht aufgefallen.

Nach eineinhalb Jahren wurde er nach Orleans in Frankreich, nach Heidelberg das zweitgrößte US-Hauptquartier in Europa, versetzt.

Während ich in West Point war, das hat mich so beeinflusst oder beeindruckt da, da hatte ich geschneiderte Uniformen, zweimal in der Woche (damals hatte ich noch Haar) mein Haar schneiden lassen und ich war Top-Soldat. Die haben mich angeguckt da in Orleans, ich sollte der Chefkoch sein für die Generalsmesse. Ich hab bloß Mittag serviert, kein Frühstück, nichts. Und die haben mich da angeguckt und dann haben die mich in die Ehrengarde für die US-Army für ganz Frankreich gesteckt. Dann war ich nun mehr unterwegs als sonstwas. Zweimal im Monat in Paris und nach Dijon runter, überall rummarschiert. Ich war ja noch nicht mal US-Bürger, ich war in der Color Guard, mit den Fahnen, ich war die Rechte Gewehr [Position in der Marschformation]. Da hab ich mal zu meinem Vater geschrieben, ich sag: „Ich bin so müde, zweimal im Monat nach Paris rauf, die Champs Elysee raufmarschieren.“ Und da schreibt er mir zurück: „Wieso beschwerst du dich denn, als ich da war mit der deutschen Wehrmacht, musste ich das jeden Morgen machen.“ Der war mit den deutschen Besatzungstruppen da. Dann hab ich meine drei Jahre zu Ende gemacht, dann wieder zurück.⁵⁸

Andere Freiwillige hofften, in den Streitkräften ihrer neuen Heimat Karriere machen zu können. Gerd Olbricht, 1927 in Berlin geboren, war mit dem Ziel aufgewachsen, wie sein Vater Berufsoffizier zu werden. Als ich ihn 1998 außerhalb Ottawas inter-

58 Interview mit Robert Land (Pseudonym), Annandale, VA, USA, 15.5.1998.

viewte, erzählte er mir, dass er während des Zweiten Weltkriegs zunächst Flakhelfer gewesen war und dann nach einer Offiziersausbildung an der Ostfront gekämpft hatte. Nach einer Ausbildung in der Landwirtschaft und seiner Auswanderung 1951 nach Kanada, diente er mehrere Jahre in der kanadischen Luftwaffe. Er trat dort aber aus, als er sah, dass eine Karriere dort nicht möglich war:

Ich wäre gern Soldat geblieben, deswegen war ich auch in die kanadische Luftwaffe eingetreten. Ich hab es nicht werden können. Und als ich dann beschloss, [...] Professor zu werden, war das ein guter Ausweg, weil ich nicht unbelesen war in der Literatur im allgemeinen.⁵⁹

Andere Deutsche verfolgten Ziele, die weder etwas mit Loyalität, Karrieregedanken oder dem Reiz des Militärischen zu tun hatten. In unserem Gespräch 1998 in Ottawa erzählte mir Herbert Zerbel, der 1934 in Danzig geboren war, dass er schon als Vierjähriger beide Eltern verloren und von seinen drei Schwestern getrennt worden war. Kurz nach Kriegsende starb auch seine Pflegemutter. Nach seinem Volksschulabschluss 1950 fand er keinen Ausbildungsplatz; er arbeitete zunächst für ein Jahr als Hilfsarbeiter auf dem Land und ging dann in ein Kohlebergwerk. Wie so viele andere junge Männer wusste er, dass er dort nicht bleiben wollte. Zusammen mit einigen Freunden überlegte er zunächst, ob er sich zu der damals noch gar nicht existierenden deutschen Armee melden sollte:

Da hab ich eine blaue Karte gekriegt von – die Unterschrift Adenauer war, glaube ich, noch drauf, das war vom Militäramt irgendwie, nehme ich an, dass sie noch nicht soweit wären, aber dass ich einer von den ersten wäre, den sie einziehen würden. Ich nehme an, wenn das gelungen wäre, wäre ich nicht in Kanada gewesen, denn ich wäre gerne Soldat gewesen, ich nehme an, dass ich auch Berufssoldat geworden wär. Allerdings ist das nichts geworden. Da haben wir gesagt: „Naja, dann hauen wir ab.“

Weil er die Kosten für die Überseepassage von der kanadischen Regierung vorgeschossen bekommen hatte, musste er zunächst ein Pflichtjahr auf einem Bauernhof ableisten. Er verlängerte den Vertrag um ein weiteres Jahr. Doch dann wollte er, zusammen mit mehreren deutschen Freunden, unbedingt zurück nach Deutschland:

Das hab ich dann hier weitergemacht in Kanada, so '53 hier rübergekommen, ungefähr '55, denn '56 haben wir uns dann zum Militär melden wollen, um wieder zurück nach Deutschland auf dem Weg, weil wir ja kein Geld hatten. Jetzt sind wir mit etlichen Burschen hin und haben versucht, ob wir da irgendwie reinkommen beim Militär. Allerdings ist uns das nicht gelungen, weil unser Englisch war noch nicht gut genug, und ich glaube auch, dass der Hass den Deutschen gegenüber war noch sehr groß, weil alle, die damals noch bei der Wehrmacht [i.e. der kanadischen Armee] waren, waren alles alte Krieger, die in dem Zweiten Weltkrieg waren und nicht so viel für die Deutschen übrig-

59 Interview mit Gerd Olbricht (Pseudonym), Navan, ON, Kanada, 17.3.1998.

hatten. So, wir haben denn das aus dem Sinn gelassen, und wir sind dann bei der Reserve angekommen.

Herbert Zerbel blieb ein halbes Jahr in der kanadischen Armee, doch ihm war der Sold zu gering. Er blieb in der Reserve.⁶⁰

Kriegslust und -angst, Pflicht, Treue und Loyalitätsbekundung, pragmatische Überlegungen und Ideale flossen also ein in die Überlegungen junger deutscher und westeuropäischer Männer, die nach dem Zweiten Weltkrieg über Auswanderung und Militärdienst nachdachten. Für deutsche Männer, die nur wenige Jahre nach Kriegsende in den Streitkräften ehemaliger Feinde dienten, spielten dabei Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg offenbar keine Rolle. Der Dienst in der US-Army wurde als weitgehend konfliktfrei erinnert, zumindest in Bezug auf Erinnerungen an den Weltkrieg. Lag dies daran, dass Erinnerungen an den Weltkrieg ausgeblendet wurden sowohl von den deutschen Einwanderern als auch von ihren amerikanischen Kameraden? Lag es daran, dass der Holocaust in den 1950er und 1960er Jahren noch kein großes, gesellschaftliches Thema war? Hat sich das später geändert? Und war es den Einwanderern und den Amerikanern dabei wichtiger, sich an den Zweiten Weltkrieg oder an spätere Konflikte wie den Koreakrieg zu erinnern? Wurden die deutschen Einwanderer als ehemalige Feinde oder als ehemalige Kameraden gesehen?

Politik und Erinnerung: Ausblick und Rückblick

Historisch gesehen ist das Einwanderungsland USA immer schon auf Einwanderer für sein großes Militär angewiesen gewesen. In der amerikanischen Gesellschaft wird dieses Phänomen allerdings kaum wahrgenommen geschweige denn thematisiert. Selbst nach dem Zweiten Weltkrieg spielte die Einberufung deutscher Einwanderer keine Rolle im veröffentlichten Diskurs in den USA. In der jungen Bundesrepublik wurde dagegen der Zusammenhang zwischen Migration und Militär auf zwei stereotype Deutungen im öffentlichen Diskurs reduziert: Einerseits wurden junge Männer, die in der Fremdenlegion oder der US-Army dienen wollten, als moralisch instabil gedeutet; andererseits wurden junge Männer im Wehrpflichtalter als Drückeberger abgestempelt, wenn sie auswandern wollten.

Persönliche Dokumente wie Oral History-Interviews und Briefe legen dagegen die ganze Vielfalt an Perspektiven, Motiven, Konflikten und Erfahrungen junger Migranten und ihrer Familien offen. Sie sahen Wehrdienst – wie auch Migration – als eine weitere Strategie, mit der sie ihr Leben konstruktiv gestalten konnten. Andere dagegen werteten Migration oder Militär oder beides als destruktiv und versuchten, Wehrdienst oder Auswanderung zu vermeiden. Diese Dokumente zeigen zudem, dass der Militär-Migrations-Nexus im Alltagsleben schon immer auch eine Reihe von Fragen für die Soldaten und ihre Familien aufgeworfen hat. Dies gilt insbesondere dann, wenn, wie im Fall der deutschen Nachkriegseinwanderer, ehemalige Feinde aufeinandertreffen. Welche Rolle spielte hier die Erinnerung an die vorangegangenen Kriege? Konkret: Wie genau hat sich das Aufeinandertreffen deutscher und amerikanischer Kriegserinnerungen im Laufe der vergangenen Jahrzehnte abgespielt? Wie reagierten amerikanische Veteranen des Zweiten Weltkriegs auf junge Einwanderer wie Günther

⁶⁰ Interview mit Herbert Zerbel (Pseudonym), Ottawa, ON, Kanada, 11.3.1998.

Buhrdorf? Und wie reagierten amerikanische Soldaten auf ihre aus Deutschland eingewanderten Kameraden? Die Fortsetzung der Geschichte von Günther Buhrdorf zeigt, dass es Deutschen und Amerikanern auch siebenzig Jahre nach Kriegsende nicht immer leichtfiel, über den Krieg zu sprechen (Freund 2004b; 2006a; 2006b; 2008).

Im Jahr 2013 zog der inzwischen achtundachtzigjährige Günther Buhrdorf in eine Seniorenresidenz in Christiansburg, Virginia. Dort traf er am ersten Abend George Williams, der über seine Erfahrungen als amerikanischer Bomberpilot im Zweiten Weltkrieg berichtete.⁶¹ Erst nach mehreren Wochen konnte Buhrdorf sich dazu überwinden, über seine eigenen Erfahrungen zu berichten. Laut *Washington Post* erzählte er seinem amerikanischen Mitbewohner, dass er bereits als Vierzehnjähriger in die Wehrmacht eingezogen worden sei und mit einem 20-mm Flakgewehr auf britische und amerikanische Bomber geschossen habe (er war also vermutlich Flakhelfer); ein anderer Reporter schrieb, Buhrdorf habe ab 1942 sechs Jahre in der Kriegsmarine gedient – Aussagen, die sicherlich weniger über Buhrdorfs Erinnerung sagen, als über mangelnde historische Kenntnisse und die fehlende Hintergrundrecherche der Reporter.⁶² Als 18-Jähriger wurde Buhrdorf in die Kriegsmarine eingezogen (oder hatte er sich dort freiwillig gemeldet?), im U-Bootbau eingesetzt und beaufsichtigte Zwangsarbeiter.⁶³

Die *Washington Post* berichtete die Geschichte so, dass sie möglichst keinen Anstoß erregte. Wie alle anderen Aussagen wurden auch Buhrdorfs Erklärungen über seine Kriegserfahrungen kritiklos übernommen, ohne weitere Nachforschungen anzustellen:

At 18, Buhrdorf was put in charge of a crew of foreign laborers tasked with building Hitler's ambitious submarine fleet. They were prisoners, but they were also his men, and Buhrdorf said he saw to it that they were fed. 'Hitler wouldn't have like that', he said ... He also knew that the men were privately organizing in their own native tongues to build the submarines poorly in an attempt to sabotage the German mission. There was little he could do about it. When the raid alarms would sound, Buhrdorf said, they'd sometimes sleep in the torpedo tubes.⁶⁴

Zum Kriegsende hin wurde Buhrdorf nach eigener Aussage an die Ostfront verlegt, auf dem Rückzug verletzt und dann von den Briten interniert.⁶⁵

61 Die Roanoke Times berichtete allerdings, dass dieses Treffen zwischen Williams und Buhrdorf erst zwei Jahre nach Buhrdorfs Ankunft im Seniorenheim stattgefunden hatte. Travis Williams, War Foes Become Friends at Christiansburg Senior Home, The Roanoke Times, 11.11.2015, Travis Williams, War Foes Become Friends at Christiansburg Senior Home, The Roanoke Times, 11.11.2015, http://www.richmond.com/news/virginia/war-foes-become-friends-at-christiansburg-senior-home/article_36d3b042-694d-546b-af89-92cf253b8eb6.html

62 Itkowitz, Two WWII Veterans; Williams, War Foes.

63 Itkowitz, Two WWII Veterans.

64 Itkowitz, Two WWII Veterans.

65 Itkowitz, Two WWII Veterans. Ein Leser merkte in einem Onlinekommentar kritisch an, dass die meisten deutschen Veteranen, die nach dem Zweiten Weltkrieg in die USA eingewandert waren, angeblich an der Ostfront, aber nie an der Westfront gekämpft hätten; so mussten sich die amerikanischen Zuhörer nicht sorgen, dass die deutschen Einwanderer eventuell gegen Amerikaner gekämpft hatten.

Die Geschichte war ursprünglich 2015 in einer Lokalzeitung aus Anlass des Veterans Day, einem offiziellen amerikanischen Gedenktag, veröffentlicht worden.⁶⁶ Nachdem die *Washington Post* sie aufgriff, wurde sie dann auch, ausgeschmückt mit weiteren Details und Interpretationen, von *War History Online* im Internet verbreitet.⁶⁷ In allen drei Versionen der Geschichte ging es darum, Herzen zu erwärmen und etwaige Kontroversen auszublenden. So betonte die *Washington Post*: „His father was a Republican in local government, and they hadn’t supported Adolf Hitler’s rise. Fighting for Germany was for love of country, not its leader, he said.“⁶⁸ Obwohl Buhrdorf selber Zwangsarbeiter beaufsichtigt hatte, betonte die *Washington Post*, dass er von nichts gewusst hatte: „During the war, the Germans didn’t advertise what was happening to the Jewish people and others in the concentration camps. Buhrdorf remembers the moment, in August 1945 after the war ended, when he first read a newspaper account of the horror that had unfolded. ‚Why? Why do that?‘, he recalled thinking then of Hitler. ‚You turned the whole world against us.“⁶⁹ Die *Roanoke Times* schrieb: „He said he was not a member of the Nazi party.“⁷⁰ *War History Online* beschrieb die Bedingungen im englischen Kriegsgefangenenlager, in dem Buhrdorf nach Kriegsende interniert war, als wesentlich schlechter als die Umstände, in denen sich die Zwangsarbeiter befanden hatten.⁷¹

Viel wichtiger als etwaige historisch korrekte Details war für alle drei Reporter, dass zwei ehemalige Feinde nach über siebzig Jahren zu Freunden geworden waren. Die *Roanoke Times* schrieb:

Both men said they’d now developed a close bond and felt fortunate fate landed them in the same area once again. ‚I’m amazing [sic] how friendly and loving we are here and yet year ago we were bang, bang, bang, bang‘, Williams said. ‚I think it was kind of a miracle the way it happened.“⁷²

An der „Tapferkeitswand“ (Wall of Valor) der Seniorenresidenz, so die *Washington Post*, hingen die schwarz-weiß Portraits von Williams und Buhrdorf in Uniform. Und um sicherzustellen, wie ihre Leserschaft den Artikel empfinden sollte, zitierte die *Washington Post* den Pressesprecher des National Center for Assisted Living:

It’s inspiring to see that two men are able to put aside any past conflicts from their youth to bond and form a relationship that may not have occurred anywhere else ... It’s unique.“⁷³

66 Williams, War Foes.

67 George Winston, Two Unlikely Friends, An American B-24 Pilot and a German 20mm AA Gunner, War History Online, 7.4.2018, <https://www.warhistoryonline.com/war-articles/two-unlikely-friends.html>.

68 Itkowitz, „Two WWII Veterans“.

69 Itkowitz, Two WWII Veterans.

70 Williams, War Foes.

71 Winston, Two Unlikely Friends.

72 Williams, War Foes.

73 Itkowitz, Two WWII Veterans.

Dass dieses Ereignis wirklich „einzigartig“ war, kann bezweifelt werden in einem Land, das in den letzten hundert Jahren in unzähligen Kriegen involviert war und im Anschluss daran unzählige Flüchtlinge (einschließlich Veteranen aus Feindstaaten) aus diesen Ländern aufgenommen hat – seien es Deutschland, Italien, Korea, Vietnam, der Irak oder Afghanistan.⁷⁴ Gleichzeitig ist es aber erstaunlich, dass in diesem Erinnerungsdiskurs Buhrdorfs Dienst in der US-Army in Korea fast vollkommen ausgeblendet wurde. Auch wenn der Koreakrieg als der „vergessene Krieg“ gilt, ist es doch bemerkenswert, dass es Williams, Buhrdorf und den Berichterstattern wichtiger war, dass Buhrdorf kein „böser Deutscher“ im Zweiten Weltkrieg war, als dass er später sein Leben für sein neues Heimatland aufs Spiel gesetzt hat. Es bietet sich hier also ein weites Feld zur Erforschung von Erfahrungen und Erinnerungen von Einwanderern in „fremden“ Armeen.

LITERATUR

- Asche, Matthias, Michael Herrmann, Anton Schindling u.a. (Hg.) (2008): *Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit (Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit; Bd. 9)*, Münster, Hamburg, Berlin, London.
- Bald, Detlef (1993): ‚Bürger in Uniform‘: Tradition und Neuanfang des Militärs in Westdeutschland, in: Axel Schildt und Arnold Sywottek (Hg.): *Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre*, Bonn, 392-402.
- Biess, Frank (2012): “Moral Panic in Postwar Germany: The Abduction of Young Germans into the Foreign Legion and French Colonialism in the 1950s,” in: *The Journal of Modern History* 84/4 (Dezember, 789-832. <https://doi.org/10.1086/667681>)
- Bundesamt für Auswanderung (1953-1955): *Statistik über den Auswanderungsdrang 1951-1954*, Koblenz.
- Bundesamt für Auswanderung (1957-1960): *Statistik über den Auswanderungsdrang, 1955-1958*, Köln.
- Bundesstelle für das Auswanderungswesen (1951): *Statistik über den Auswanderungsdrang für das Kalenderjahr 1950*, Bremen.
- Carroll, Al, *Medicine Bags and Dog Tags* (2008): *American Indian Veterans from Colonial Times to the Second Iraq War*, Lincoln, Nebraska.
- Chaussy, Ulrich (1989): Jugend, in: Wolfgang Benz (Hg.): *Die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland*. Gesellschaft, Frankfurt am Main, 207-242.
- Conzen, Kathleen Neils (1980): Germans, in: Stephan Thernstrom (Hg.): *Harvard Encyclopedia of American Ethnic Groups*, Cambridge, MA, 405-425.
- Engle, Stephen D. (2010): Yanke Dutchmen: Germans, the Union, and the Construction of a Wartime Identity, in: Susannah J. Ural (Hg.): *Civil War Citizens: Race, Ethnicity, and Identity in America’s Bloodiest Conflict*, New York, 11-55. <https://doi.org/10.18574/nyu/9780814785690.003.0002>
- Foerster, Roland G. (Hg.) (1994): *Die Wehrpflicht. Entstehung, Erscheinungsformen und politisch-militärische Wirkung (Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes; 43)*, München. <https://doi.org/10.1524/9783486594256>

⁷⁴ Siehe dazu z. B. Somini Sengupta: *America’s Promise, Found in the Army. To More Immigrant New Yorkers, A Better Life Begins in Uniform*, *The New York Times*, 23.5.1999; Jeanne Batalova: *Immigrants in the U.S. Armed Forces*, *Migration Policy Institute Online*, 15.5.2008. <https://www.migrationpolicy.org/article/immigrants-us-armed-forces>; Alex Horton: *U.S. Army Kills Contracts for Hundreds of Immigrant Recruits. Some Face Deportation*, *Washington Post Online*, 15.9.2017 https://www.washingtonpost.com/news/checkpoint/wp/2017/09/15/army-kills-contracts-for-hundreds-of-immigrant-recruits-sources-say-some-face-deportation/?noredirect=on&utm_term=.8f0207bd9372

- Ford, Nancy Gentile (1997): „Mindful of the Traditions of His Race”: Dual Identity and Foreign-Born Soldiers in the First World War American Army, in: *Journal of American History* 16/2 (Winter), 35-57.
- Ford, Nancy Gentile (2009): *Americans All! Foreign-Born Soldiers in World War I*, College Station.
- Freund, Alexander (2004a): *Aufbrüche nach dem Zusammenbruch: Die Deutsche Nordamerika-Auswanderung nach dem Zweiten Weltkrieg* (Studien zur historischen Migrationsforschung; 12) Göttingen.
- Freund, Alexander (2004b): „Where were you während des Kriegs?“ Kriegserzählungen deutscher Migranten in Nordamerika seit 1945, in: Christer Petersen (Hg.): *Zeichen des Krieges in Literatur, Film und den Medien*, Bd. 1: Nordamerika und Europa, Kiel, 31-67.
- Freund, Alexander (2006a): *Troubling Memories in Nation-building: World War II-Memories and Germans’ Interethnic Encounters in Canada After 1945*, in: *Histoire sociale/Social History* 39/77 (Mai), 129-155.
- Freund, Alexander (2006b): „How Come They’re Nice to Me?“ Deutsche und Juden nach dem Holocaust in Nordamerika, in: Christiane Harzig (Hg.): *Migration und Erinnerung. Reflexionen über Wanderungserfahrungen in Europa und Nordamerika*, Göttingen, 143-156.
- Freund, Alexander (2008): *A German Post-1945 Diaspora? German Migrants’ Encounters with the Nazi Past*, in: Mathias Schulze u.a. (Hg.): *German Diasporic Experiences: Identity, Migration, and Loss*, Waterloo, Ontario, 467-478.
- Graml, Hermann (1992): *Integration und Entfremdung*, in Ute und Wolfgang Benz (Hg.): *Sozialisation und Traumatisierung. Kinder in der Zeit des Nationalsozialismus*, Frankfurt am Main, 70-79.
- Helbich Wolfgang Johannes und Walter D. Kamphoefner (2002): *Deutsche im Amerikanischen Bürgerkrieg: Briefe von Front und Farm, 1861-1865*, Paderborn.
- Krouse, Susan Applegate (2007): *North American Indians in the Great War*. Lincoln, Nebraska. <https://doi.org/10.2307/j.ctt1djmgnk>
- Large, David Clay (1996): *Germans to the Front: West German Rearmament in the Adenauer Era*, Chapel Hill.
- Lentz-Smith, Adriane (2009): *Freedom Struggles: African Americans and World War I*, Cambridge, Massachusetts.
- Liebau, Heike (2010): *The World in World Wars: Experiences, Perceptions and Perspectives from Africa and Asia*, Leiden.
- Mehrländer, Andrea (2010): „With More Freedom and Independence Than the Yankees”: The Germans of Richmond, Charleston, and New Orleans during the American Civil War, in: Susannah J. Ural (Hg.): *Civil War Citizens: Race, Ethnicity, and Identity in America’s Bloodiest Conflict*, New York, 57-97. <https://doi.org/10.18574/nyu/9780814785690.003.0003>
- Meier-Dörnberg, Wilhelm (1994): *Die Auseinandersetzung um die Einführung der Wehrpflicht in der Bundesrepublik Deutschland*, in: Roland G. Foerster (Hg.): *Die Wehrpflicht. Entstehung, Erscheinungsformen und politisch-militärische Wirkung* (Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes; 43), München, 107-118. <https://doi.org/10.1524/9783486594256.107>
- Michels, Eckard (1999): *Deutsche in der Fremdenlegion 1870-1965. Mythen und Realitäten* (Krieg in der Geschichte; 2), Paderborn.
- Moyd, Michelle R. (2014): *Violent Intermediaries: African Soldiers, Conquest, and Everyday Colonialism in German East Africa*, Athens, Ohio.
- Nagler, Jörg (2000): *Nationale Minoritäten im Krieg*, Hamburg
- Nerger-Focke, Karin (1995): *Die deutsche Amerikaauswanderung nach 1945. Rahmenbedingungen und Verlaufsformen* (Deutsch-Amerikanische Studien; 14), Stuttgart.

- Opitz, Eckardt und Frank S Rödiger (Hg.) (1994): Allgemeine Wehrpflicht. Geschichte, Probleme, Perspektiven, Bremen.
- Panayi Panikos (Hg.) (1993): Minorities in War-time: National and Racial Groupings in Europe, North America and Australia During the Two World Wars, Oxford.
- Richmond, Anthony H. (1970): Post-War Immigrants in Canada, Toronto.
- Riseman, Noah J. (2012): Defending Whose Country? Indigenous Soldiers in the Pacific War, Lincoln, Nebraska. <https://doi.org/10.2307/j.ctt1ddr6qd>
- Sonthheimer, Kurt (1991): Die Adenauer-Ära. Grundlegung der Bundesrepublik, München.
- Sowell, Thomas (1996): Migrations and Cultures. A World View, New York 1996.
- Steinert, Johannes-Dieter (1995): Migration und Politik. Westdeutschland – Europa – Übersee 1945-1961, Osnabrück.
- Sterba, Christopher M. (2003): Good Americans: Italian and Jewish Immigrants during the First World War, Oxford.
- Storm, Eric und Ali Al Tuma (Hg.) (2016): Colonial Soldiers in Europe, 1914-1945: „Aliens in Uniform“ in Wartime Societies, New York.
- Tindall, George Brown (1992): America: A Narrative History, Vol. 2 3. Aufl., New York.
- Tolzmann, Don Heinrich (2000): The German-American Experience, Amherst, NY.
- Unterseher, Lutz (1994): Bürgerfreiheit, Wehrpflicht, Intervention – Frankreich und die Vereinigten Staaten im Vergleich, in: Eckardt Opitz und Frank S. Rödiger (Hg.): Allgemeine Wehrpflicht. Geschichte, Probleme, Perspektiven, Bremen 1994, 88-102.
- Ural, Susannah J. (Hg.) (2010): Civil War Citizens: Race, Ethnicity, and Identity in America's Bloodiest Conflict, New York. <https://doi.org/10.18574/nyu/9780814785690.001.0001>
- Williams, Chad Louis (2010): Torchbearers of Democracy: African American Soldiers in the World War I Era. Chapel Hill, North Carolina.
- Winegard, Timothy C. (2012): For King and Kanata: Canadian Indians and the First World War, Winnipeg, Manitoba.
- Wynn, Neil A. (2010): The African American Experience During World War II, Lanham.

Zusammenfassung

Obwohl Krieg, Militär und Migration seit Jahrhunderten eng miteinander verflochten sind, gibt es zum Thema Einwanderer im Militär noch große Forschungslücken. Meistens wird nach dem Zusammenhang von Migration und Militär aus der Sicht des Einwanderungslandes gefragt. Die Forschung zu deutschen Einwanderern in amerikanischen Streitkräften beschränkt sich auf den amerikanischen Bürgerkrieg, obwohl deutschstämmige Amerikaner in allen Konflikten auf amerikanischer Seite gekämpft haben. Dies änderte sich auch nach dem Zweiten Weltkrieg nicht. Auf der Grundlage von Oral History-Interviews, privater Korrespondenz mit dem Autor, veröffentlichter Diskurse und staatlicher Einzelfallakten beschreibe ich in diesem Artikel einige Aspekte des Migrations-Militär-Nexus am Beispiel deutscher Männer, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Nordamerika ausgewandert sind und dort in den amerikanischen und kanadischen Streitkräften gedient haben.

Nach einem kurzen Überblick über die deutsch-amerikanischen Beziehungen nach 1945 und die deutsche USA-Auswanderung der fünfziger Jahre wird zunächst aus der westdeutschen Perspektive geklärt, weshalb deutsche Männer nach 1945 Westdeutschland verließen und wie das Wissen um die amerikanische Wehrpflicht und die Debatte über die Wehrpflicht und ihre Einführung in der Bundesrepublik ihre Entscheidung zur Auswanderung beeinflussten. Sodann werden einige Erfahrungen deutscher Einwanderer als GIs im amerikanischen Militär dargestellt. Abschließend wird gefragt, wie diese auf den ersten Blick kontroverse Konstellation – der Wehrdienst

ehemaliger Feinde – privat und gesellschaftlich erinnert wird. Ziel des Artikels ist es, die Beziehungen zwischen Militär und Migration in der Geschichte zu bestimmen und zu klassifizieren. Damit sollen weitere Arbeiten auf diesem Gebiet erleichtert und systematisiert werden.